Experimentelle und kritische Beiträge zur Psychologie des Verstehens

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen Philosophischen Fakultät
der Universität Rostock

vorgelegt von

Hans Reichner
aus Zittau

Johann Ambrosius Barth, Leipzig
1927

Referent: Professor Dr. D. Katz

Tag der mündlichen Prüfung: 5. März 1926

Die Dissertation ist in der *Zeitschrift für Psychologie* Bd. 104, Heft 1/2 veröffentlicht.

Meinen Eltern

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41549216_0161

Inhaltsübersicht

	Seite
I. Einleitung	1
II. Exemplarische psychologische Analyse bei Lektüre einer Novelle	3
III. Das rekognitive Verstehen	10
IV. Das reale Verstehen	13
V. Nacherlebte und „eigene" Zustände. Substitution	24
VI. Das reale Verstehen und das Verstehen überhaupt. Erkennen und Verstehen	28
VII. Verstehen eines einfachen sinnvollen Vorgangs in tachistoskopischer Darbietung	37
VIII. Versuche mit sinnlosen Darstellungen	50
1. Versuche mit Kindern am Stereoskop	51
2. Die Prävalenz des Sinnvollen im Stereoskop	55

I.
Einleitung

Wir verstehen den komplizierten Mechanismus einer Maschine, die mit der Menge ihrer Hebel und Räder auf den ersten Blick das störende Gefühl der Unverständlichkeit weckt, wir hören eine Melodie, deren Thema wir zu verstehen meinen, da sie bekannte Gefühle der Trauer und des Heimwehs wachruft. Die von Gebärden begleitete Rede des Freundes verstehe ich. Ein Urteil ist mir im Gefühl seiner Richtigkeit, ein

mathematischer Lehrsatz mit dem Auftauchen der anschaulichen Beweisfigur oder der einwandfreien Schlufskette seines Beweises verständlich. Die Betrachtung einer bedeutenden Sentenz ruft eine Fülle von Bildern und Überlegungen auf, deren sinnvoller Zusammenhang so eindeutig die Wahrheit des Satzes zu veranschaulichen scheint, dafs er sich mit dem Gefühl der Evidenz als besonders gut verstanden durchsetzt. Die Gestalten eines Romans, ihr Denken und Handeln, ihre Taten und ihr Unterlassen, die Beziehungen der Einzelcharaktere zu einander, ihr Lieben und Hassen, Neiden und Leiden, wird ebenso „verstanden" wie ein alltäglicher Vorgang, der uns auf der Strafse oder in der freien Natur begegnet, etwa das Erscheinen des Arztes an einer Unfallstätte, das Anwachsen eines Schneeballs zur Lawine im Hochgebirge.

Diese kurze Aufzählung verstehbarer Zustände und Zusammenhänge ist natürlich nicht vollständig. Sie zeigt aber schon, dafs in den Verstehensvorgang Erlebnisse von ganz verschiedener Art eingehen, dafs beim naiven Verstehen neben eigentlichen Einfühlungsakten ebenso Denkakte kausalen und finalen Charakters entweder für sich oder vereint das Gefühl des „Verstandenhabens" erzeugen können, dafs im Bewufstsein nicht immer ein prägnantes Erlebnis das Verstehen etwa vom „Erklärlichfinden" scheidet. Für das naive Bewufstsein fällt offenbar „Verstehen" mit der logischen Bewältigung umweltlicher oder inweltlicher Sachverhalte, wie mit dem „Nacherleben" schlechthin zusammen. Verstehen wird gleichgesetzt mit dem Erkennen in allgemeinster Bedeutung. Nur wo der Verstehensbegriff eine Art besonderen „Aufeinandergestelltseins" bezeichnet, spricht der gebildete Erwachsene von „Sich-Verstehen" mit einigermafsen fester Wortbedeutung. Dagegen zeigte uns eine Enquête an 133 Realschülern im Alter von 14 bis 20 Jahren, dafs hier auch „Gut-Kamerad-Sein" und „Sich-nicht-Zanken" unter Umständen mit dem Begriff des „Sich-Verstehens" gleichgesetzt wird. Im Französischen gibt es dafür den eindeutigen Begriff être d'accord, der scharf diesen ganz besonderen sozialen Sachverhalt vom rationalen sowie vom einfühlenden Verstehen schlechthin unterscheidet. Comprendre in der gleichen Sprache, dem comprehendere im Lateinischen entspricht, bedeutet wie im

Deutschen ganz allgemein „Verstehen". Die russische Sprache kennt dagegen wie das Französische ein besonderes Wort für das „Sich-Verstehen".

Die vielfache Bedeutung, in welcher der Begriff Verstehen gebraucht wird, hat fast zu ebensoviel Theorien angeregt. Von B. Erdmanns[1] konsequent assoziationspsychologischem Versuch, „Erkennen und Verstehen" auf Reizkomponente und Residualkomponente plus „Apperzeptive Ergänzung" zurückzuführen, zu E. Sprangers Strukturpsychologie[2], von Wundts attentionell begründetem Apperzeptionsbegriff zum nacherlebenden Verstehen einer historischen Individualität im Sinne von Dilthey[3] oder Simmel[4] sind theoretische Ansätze gemacht worden, von denen bisher keiner zu einer allgemein gültigen und umfassenden Theorie des Verstehens geführt hat. Wenn darum in den folgenden Abschnitten versucht werden soll, einiges zur begrifflichen Klärung des Problems beizutragen, so sind wir uns bewufst, dafs sowohl unsere kritischen Erörterungen als besonders die Versuche nur Anregungen sein können, dem Problem des Verstehens von verschiedenen Seiten her auf experimentellem Wege nachzugehen.

II.

Exemplarische psychologische Analyse bei Lektüre einer Novelle

Wir wählen aus der oben angedeuteten Menge verstehbarer Vorgänge und Zustände zunächst ein Beispiel, dessen relative Reichhaltigkeit uns einige Gewähr dafür zu geben scheint, wirklich wesentliche Komponenten des Verstehens überhaupt dabei zu erfassen. Es soll eine Novelle verstanden werden. Die Methode ist die der einfachen Selbstbeobachtung.

---

[1] B. Erdmann, Erkennen und Verstehen. Sitz.-Ber. d. preufs. Akad. d. Wissensch. 1912.

[2] E. Spranger, Zur Theorie des Verstehens und zur geisteswissenschaftlichen Psychologie. Festschr. f. J. Volkelt. München 1918. Ders., Lebensformen. 3. Aufl. Leipzig 1922. Ders., Psychologie d. Jugendalters. Leipzig 1924.

[3] W. Dilthey, Gesammelte Schriften V. Die geistige Welt. 1. Hälfte.

[4] G. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. München u. Leipzig 1922.

Nach jedem Abschnitt wird der unmittelbare Eindruck niedergeschrieben. In der Beschreibung und Analyse des hier in Frage kommenden Verstehensvorgangs soll mit möglichster Unbefangenheit versucht werden, die elementaren Haltungen, die den Verstehensakt konstituieren, herauszuarbeiten. Es möge damit im Rahmen der begrenzten Aufgabe ein Stück beschreibender Psychologie im Sinne von W. Dilthey geleistet werden, deren Gegenstand die empirische Wirklichkeit des verstehenden Bewufstseins ist.

Der Analyse diente eine Novelle von Rudolf G. Binding: Unsterblichkeit. (Rütten und Loening 1924.) Die Novelle war mir wie alle Werke des Dichters völlig unbekannt. Der Titel erweckt keinerlei Vorstellungen über einen möglichen Inhalt. Da mir die Lektüre empfohlen wurde, ist eine gewisse Spannung vorhanden. In passiver Stimmung gehe ich daran, einen gröfseren Abschnitt ununterbrochen verstehend zu lesen und die dabei auftretenden Bewufstseinsvorgänge sofort hinterher so gut als möglich zu beschreiben, um dann ohne Pause die Lektüre wieder aufzunehmen. Der Leser müfste, um der Analyse Schritt für Schritt zu folgen, natürlich den Text der nicht allgemein als bekannt vorauszusetzenden Novelle daneben haben; aber auch so läfst sich das, was sich ergeben hat, verfolgen, da der Leser unschwer vom zufälligen Geschehen der Dichtung abstrahieren und die fraglichen Vorgänge auch an jedem anderen literarischen Stoffe nachprüfen kann. Wir mufsten jedenfalls, um unbefangen untersuchen zu können, ein uns selbst noch nicht bekanntes Stück wählen.

1. S. 8. Motto: Nach dreimaligem Durchlesen tritt ein rationales Verstehen des Sinns auf. Die Möglichkeit einer einfühlenden Interpretation klingt an, ohne tieferen Eindruck zu machen. 2. S. 9—11 (andere). Vorgang verstanden. Offizier (Adjutant) und Schlofsherr farblos konventionell. Als von Saatfeldern die Rede ist, die zerstört werden sollen, leises Anklingen eines Mitgefühls für das keimende Leben. Vorstellung grünen Feldstücks deutlich aber kurz. Tochter als üppige Schöne mit schwarzem Haar etwas farbiger vorgestellt. Gestalt verdeutlicht sich mit der Zuspitzung des Gespräches. Konstatiert wird die verletzte, auf ihre persönlichen Belange begrenzte Eitelkeit des verwöhnten Mädchens. Leicht wird die nüchterne Forderung

der Notwendigkeit im Gegensatz dazu als typisch verstanden. 3. S. 11—17 (werden). Vorgang verstanden. Einige Bilder, die besonders fein ausgemalt sind, tauchen auf, so die Kühe im Nebel und das Gebrüll der unsichtbaren Tiere. Koppeln, grüne Getreidefelder und die Buchengruppe mit der Grabplatte reihen sich in der entsprechenden Folge bildhaft aneinander. Der Staffelführer schreitet als energische, aber sonst unpersönliche Gestalt durch die Landschaft. Die Tatsache, dafs Demeter sich ehrlich der Gründe ihres Zornes bewufst ist, ohne sich im Einzelnen darüber Rechenschaft geben zu können, wird als typischer Sachverhalt in ähnlichen seelischen Konflikten verstanden. Ebenso das nervös abreagierende Streicheln des Hundes. Farblos der korrekte Offizier und Gudula, die als nebensächlich empfunden wird. Der Zorn Demeters wird wenig nachgefühlt, sicher verstanden als natürliche Reaktion. Das Problematische der Stellung des Mädchens zum Staffelführer taucht ganz allgemein auf. Es scheint für den weiteren Fortgang wesentlich. 4. S. 17—41 (Herz). Vorgänge verstanden. Sehr bildhaft. Fast jedem Satz entspricht Anschauung. Die handelnden Figuren beginnen zu leben. Herr v. Beveren und Gudula sowie der Adjutant nach wie vor unpersönlich. Demeters Wandlung erscheint in allen Phasen glaubhaft, aber nicht nachfühlbar. Die Gestalt des Staffelführers wird als übermenschlich empfunden. Die ganze innere und äufsere Entwicklung der Fabel bis zum Tode des Fliegers, der Flucht des Bussards und Demeters Entschlufs zu sterben, wird in ihrem Aufbau als „schön" empfunden und sachlich verstanden, ohne elementar zu packen. Der tragische Zusammenbruch des Mädchens abermals als glaubhaft hingenommen, aber nicht nachgefühlt. Die stürmischen Umarmungen der Gespielin werden als typische „Abreaktion" sachlich, aber nicht ohne eine gewisse den Vorgang begleitende Erschütterung „verstanden". 5. S. 42—54 (Hause). Vorgänge verstanden, anschaulich illustriert. Verhältnis der Gatten glaubhaft. Erlebnisse der jungen Frau gewinnen an Deutlichkeit. Stark ergriffen vom Miterleben der beiden Fahrten ans Meer. Das ganze Mysterium ihrer Liebe, dessen Träger in der Tiefe begraben liegt, scheint sich auf die grofse, rollende See übertragen zu haben. Wie die kosende Sinnlichkeit der

lechzenden Welle die ganze Leidenschaft weckt und plötzlich ins Bewußtsein hebt mit furchtbarer Klarheit, glaubt man nachzuerleben, ebenso die gespenstische Flucht vor diesem Elementaren. 6. S. 55 (Flieger). Lösung der Spannung ins Spielerische (Demeter vergißt den eigentlichen Hintergrund ihres Tuns) theoretisch wie nachfühlend verstanden. Das Interesse steigert sich zu einer gewissen Erregung. Alles Geschilderte scheint sich im Nacherleben notwendig zu gliedern und zu entwickeln. Die illustrierenden Vorstellungen gewinnen an Kontinuität und Deutlichkeit. 7. S. 55—58 (hinaus). Vorgänge verstanden. Gudulas unpersönliche Hilflosigkeit fällt auf. Stark wird die sich bildende und anrückende Welle erlebt. Ihre Verpersönlichung, das elementarisch Ungestalte, das den Körper des Weibes „kreuzigt", um ihn mit dem „gelassenen Atem des Meeres" dann sanft an den Strand zu spülen, wird plastisch nachgefühlt. Die Szene in ihrer ganzen Einheitlichkeit und Kraft wird erlebend verstanden. Rationales Verstehen tritt mehr und mehr zurück. Es erscheint nicht getrennt, sondern gleichsam mit dem Erlebnis parallel laufend. Mächtig drängt sich das Symbolhafte des Vorgangs auf. Der Flieger scheint sich unbestimmt dämonisch (nicht als Gestalt, nur als mystisch gefühlter Antrieb) in der Welle zu verkörpern. 8. S. 58—66. Ende. Das Verhältnis Demeters zu ihrem Kinde wird nicht differenziert, aber unter dem Eindruck der ganzen Fabel intensiv „nachgefühlt". Der Sinn des Ganzen ist nicht als abstraktes, sondern als gegenständlich erlebtes Gebilde klar gegenwärtig. Der Sohn des Fliegers — des Meeres — der Unendlichkeit manifestiert sich als mystisches Eins mit dem ganzen Gewicht und der Erlebniskraft, die den beiden letzten Begriffen eignen kann. In diesem Sinne wird Zug für Zug der Schilderung des Dichters durchaus nachgefühlt. Mit der Intensität des Erlebnisses scheint die Deutlichkeit der Bilder zuzunehmen. Direkte Identifizierung mit irgendeiner der handelnden Personen tritt niemals ein. Die als bedeutungslos auftauchenden Gestalten des Gatten, Gudulas und der Ärzte werden, wie oben z. B. der Adjutant, als glaubhaft in ihrem Denken und Handeln mühelos verstanden. Die Erscheinung des Mädchens hat im Laufe der Lektüre den Typus einer

dunkelhaarigen Schönen von konventioneller Prägung (Abschn. 1) verloren und sich zu einem individuellen Dasein von so lebendiger Persönlichkeit gewandelt, dafs sie mit ihrem Kinde völlig vor Augen tritt und auf dem Höhepunkte der Darstellung (S. 62) geradezu ausschliefslich das miterlebende Bewufstsein wie den Vorstellungsraum zu beherrschen scheint.

Einige Tage später wurden, als erläuternder Nachtrag, folgende Bemerkungen zu obigem Protokoll niedergeschrieben, wobei Verf. bemüht war, sich möglichst genau der Erlebnisse bei der unmittelbaren Niederschrift zu erinnern.

Ad 2. Das Geschehen wird als möglich verstanden, ohne dafs irgendein Miterleben deutlich bewufst wird. Die in das Schema des Geschehens eingegliederten Personen sind durch undeutliche Durchschnittsfiguren, als „der alte Gutsherr“ oder „der feldgraue junge Leutnant“ etwa repräsentiert. Ebenso unterscheidet sich die Vorstellung der Tochter nur durch gröfsere Deutlichkeit, nicht durch besondere Lebendigkeit von den Nebenpersonen. Die Charaktereigenschaft der Eitelkeit wie der „bekannte“ Widerstreit zwischen Schicksal und beleidigtem Individuum wird ohne bewufstes Miterleben ebenso als möglich bzw. typisch gedacht. Je stärker das verstehende Interesse an den vorgestellten Persönlichkeiten und ihren Zuständen wird, um so deutlicher heben sich diese von ihrem unbestimmten Hintergrund als „wesentlich für den Fortgang der Handlung“ ab.

Ad 3. Wieder versteht man den Vorgang als typische Kriegsepisode durchaus rational, ohne eine Persönlichkeit nachzufühlen. Auch die geschilderten Seelenvorgänge dringen als ohne weiteres „bekannt“ nicht bis zum subjektiven Nacherleben. Ein schwaches, aber absolut sicheres Gefühl, das Geschehen miterleben zu können, begleitet die Entwicklung der Fabel, auch wo, wie bisher, darauf verzichtet wird. Wenn wie auf S. 11 die Wahrhaftigkeit des Mädchens sich dunkel des wahren Grundes ihres Verhaltens bewufst zu werden scheint, wird das verdrängte Begehren und die uneingestandene Sehnsucht ohne einfühlende Interpretation als häufig erkannter seelischer Zusammenhang, im Falle der zornigen Liebkosung des Hundes ebenso erlebnisarm ein Spezialfall der „bekannten Abreaktion“ konstatiert. Ganz fern, was die

Vorstellung der konkreten Weiterentwicklung, sehr deutlich, was die Möglichkeit einer problematischen Wendung des Ganzen aus dem eigentümlichen Verhältnis des Mädchens, die als Heldin geahnt wird, zu dem Staffelführer betrifft, kündigt sich die Tragödie der Novelle an (antizipierendes Schema! Vgl. S. 42).

Ad 4. Bisher sah ich aus einem gleichmäfsig schwarzbraunen Grunde, der als raumhafte Flächenfarbe spezifiziert werden kann und der das ganze „Gesichtsfeld" erfüllte, in einer Entfernung von vielleicht fünf bis zwanzig Metern von mir im Vorstellungsraum die Gestalten und toten Dinge wie Koppeln, Bäume, die Allee, die Grabstätte in undeutlicher Farbigkeit ab und zu tauchen. Jetzt wird das Gesichtsfeld mehr und mehr durch wechselnde, mehr oder minder lückenlose Gesamtsituationen ausgefüllt, deren Einzelheiten oft körperliche Deutlichkeit und wirklichkeitsnahe Färbung gewinnen. Die Hauptpersonen verlieren an Durchschnittlichkeit, ihr Äufseres gewinnt an persönlicher Prägung. Eine gewisse Stilisierung, die z. B. das Auge des Führers unnatürlich grofs, die klassische Gestalt der Demeter ideal schön erscheinen läfst, begleitet die zunehmende Ergriffenheit durch das Tragische des Geschens und Erlebens. Die Personen scheinen an Kraft zu gewinnen, mit ihrem Erleben mehr und mehr die nachfühlende Interpretation zu wecken, indem sie gleichsam immer stärker von meinem Bewufstsein Besitz ergreifen. Dabei bleibt das Verhältnis von „Zuschauer" und im Vorstellungsraum „agierenden" Personen nach wie vor gewahrt. Das Bewufstsein des Zuschauens verliert sich indessen häufig wie im Theater, wenn alle Spannung auf die Bühne gerichtet ist. Identifizierungen kommen nicht vor.

Ad 5. Jetzt werden die Vorgänge und Beziehungen immer lebendiger vorgestellt. Die „Interpretation aus dem subjektiven Erleben" (Spranger) beginnt immer mehr das rein rationale, auf „selbstverständliche", „wohlbekannte" Zusammenhänge rekurrierende „als möglich Denken" so zu überwuchern, dafs von ihm nur eine Art leitenden Fadens übrig bleibt, der sich dünn, unzerreifsbar, aber wenig aktuell durch die Fülle des Nacherlebten hindurchzuwinden scheint, ohne dafs die aus eigenem Gesetz sich gestaltenden, in ihrer Struktur

als notwendig gefühlten Erlebniszusammenhänge seiner Führung bedürften. Wo die Schilderung eine symbolische Wendung nimmt, treten ausgesprochen ästhetische Einfühlungsakte auf. Wenn z. B. die „kosende Sinnlichkeit der lechzenden Welle die ganze Leidenschaft weckt", ist das verstehende Ich an den Strand versetzt, wo es der See zugekehrt, in entsprechender Entfernung das Mädchen vor sich „leben" sieht, andererseits die streichelnde Flut in ihrer Wirkung miterlebt, wie etwa bei Goethes Sesenheimer Versen

„Die Winde schwangen leise Flügel,
Umbrausten schauerlich mein Ohr"

mit dem gefühlten Drang des Windes, dem ein unanschauliches, vom Nachtdunkel gleichsam getragenes, durchaus persönliches Dämonium innewohnt, ebenso der Reiter gesehen, wie sein Erleben nachrealisiert wird.

Ad 6, 7, 8: In der unmittelbaren Niederschrift ist bereits alles Wichtige erhalten. Bemerkenswert ist die Vorherrschaft des Nacherlebens gegenüber der rationalen Erfassung und die grofse Verdeutlichung und Verlebendigung der Hauptpersonen.

In unserem Protokoll finden wir zwei offenbar sehr verschiedene Haltungen vor, die miteinander den Verstehensvorgang zu fundieren scheinen. Eine nähere Betrachtung zeigt, dafs bei der Lektüre der ersten Abschnitte eine bestimmte affektiv wenig betonte Haltung vorliegt, bei der das Gelesene wohl „verstanden", aber kaum miterlebt wird. Es ist da die Rede von einem „Verstehen des Sinns (1), es wird etwas „als typisch" (2), „als natürliche Reaktion" (3) oder „als glaubhaft" „verstanden" (4), eine Handlung wird „als typische Abreaktion" (4) interpretiert und gelangt so zum Verständnis.

Ungefähr vom 5. Abschnitt ab überwiegen in unserem Protokoll Ausdrücke, die auf ganz andere Vorgänge hindeuten, während Urteile der eben genannten Art abnehmen. „Stark ergriffen vom Miterleben der beiden Fahrten ans Meer" (5), „nacherlebt die gespenstische Furcht vor diesem Elementaren" (5) zeigen, dafs es sich hier um deskriptiv völlig andere Zustände handeln mufs. Hier werden gewisse seelische Ge-

schehnisse und Übergänge „nachfühlend verstanden“ (6), ganze Strukturen des fremden Erlebens „plastisch nachgefühlt“ (7), schliefslich scheint der Sinn der Fabel als „erlebtes Gebilde“ (8) „klar gegenwärtig“.

Wir finden also bis zum vierten Abschnitt ein wachsendes rationales Verstehen von Sachverhalten, während das Mitfühlen äufserst gering ist, dabei aber niemals ganz fehlt. Vom fünften Abschnitt bis zum Ende (S. 42—65 der Novelle) herrscht, schon vorher (Ab. 4) immer stärker anwachsend, die Kontinuität eines Miterlebens, demgegenüber das Bewufstsein „Bekanntes“, „Typisches“, „Glaubhaftes“ zu erfahren, mehr und mehr abklingt. Deutlich ist die vom zweiten Abschnitt an zunehmende Veranschaulichung des Gelesenen durch eine immer lückenlosere Fülle begleitender Phantasiebilder, die nur beim ersten Abschnitt (Motto) zu fehlen scheinen.

Es ist nun erstens zu fragen, ob der hier deskriptiv erfafste Unterschied wirklich wesentliche Aktverschiedenheiten trifft. Wird das bejaht, so ist jede dieser hypothetischen „Verstehenshaltungen“ für sich zu analysieren, um schliefslich die Bedeutung beider für das Zustandekommen des Gesamtaktes „Verstehen“ zu untersuchen.

Wir wollen die rationale, vom Nacherleben wenig berührte Verstehenshaltung als rekognitives Verstehen, die andere als reales Verstehen bezeichnen und versuchen, durch die folgenden Abschnitte diese Unterscheidung zu rechtfertigen.

III.

Das rekognitive Verstehen

Was finden wir vor, wenn wir uns bemühen, den Zustand, in dem wir die ersten Abschnitte lasen, uns wieder zu vergegenwärtigen und die dabei auftauchenden Akte rückschauend betrachten? Welche Art von Bewufstseinsvorgängen war gegeben, als wir den „Sinn“ des Mottos, eine „Forderung der Notwendigkeit, die Lösung einer Spannung, das Denken und Handeln der Menschen als „glaubhaft“, „typisch“, als „natürliche“ Reaktion oder als „Abreaktion“ verstanden?

Es ist zuerst eine sichere Bekanntheitsqualität, die unsere Lektüre auf Schritt und Tritt begleitet. In allen Fällen, wo wir so, von der Schilderung des Dichters geleitet, ohne besonderes Interesse an dem, was diese etwa an konkreten Erlebnissen lebendiger Wesen ausdrücken könnte, die Bedeutung des Gelesenen zu verstehen glauben, ist ein Bekanntheitserlebnis nachweisbar, das die vorgefundenen Geschehnisse als mögliche, glaubhafte, typische Spezialfälle wohlbekannter Erfahrungsweisen erkennen läfst. Der diesem Bekanntheitserlebnis zugrunde liegende Akt des Wiedererkennens fällt selbst nicht in das Bewufstsein hinein. Wir sind allein auf die im Bewufstsein gegebene Bekanntheitsqualität angewiesen. Sie ist nicht wesentlich von der Fülle und Deutlichkeit der Vorstellungen und Phantasiebilder abhängig. Denn auch im Anfang unserer Lektüre, wo diese noch ausgesprochen matt und wenig geschlossen sind, wo sie, unvermittelt und erst langsam zu fester Bindung sich gestaltend, aus dem Bewufstseinsgrunde in den Blickpunkt treten, um mehr oder weniger farblos und unzusammenhängend einander abzulösen, besteht das sichere Gefühl, darum keinen „Unsinn" zu lesen, weil sich das Geschehen innerhalb des bekanntlich Möglichen bewegt. Das gilt sowohl für die einzelnen Geschehnisse und die durchgehende Handlung der Fabel als auch für die Ausdrucksbewegungen der beteiligten Personen, deren Gefühle und Strebungen als reale psychische Zuständlichkeiten dabei ganz aufser Betracht bleiben.

In dieser Weise verstehen wir auch unsere alltägliche Umwelt, so verstehen wir alle Geräte und technischen Gebilde, so erscheint uns das Tun und Lassen unserer Mitmenschen in ihren Ausdrucksbewegungen ohne weiteres verständlich.

Diese Darstellung wird nicht betroffen durch Husserls[1] Kritik „des zunächst plausibel erscheinenden Gedankens . . ., dafs der Verständnischarakter am Ende weiter nichts sei als das, was Riehl als ‚Charakter der Bekanntheit' und Höffding weniger passend als ‚Bekanntheitsqualität' bezeichnet hat. Auch unverstandene Worte können uns gleich alten Bekannten gegenübertreten; die gut memorierten griechischen Verse haften im

[1] E. Husserl, Logische Untersuchungen Bd. II, 1. Teil, S. 74.

Gedächtnis viel länger als das Verständnis ihres Sinnes, sie erscheinen noch als wohlbekannt und werden doch nicht mehr verstanden". Die griechischen Verse sind, wie aus dem Gesagten deutlich hervorgeht, erst dann in unserem Sinne rekognitiv verstanden, wenn in dem, was sie aussagen, ein bekanntes Erfahrungsschema auffindbar ist. Das Wiedererkennen eines Wortes als solchen hat mit dem hier erörterten Verstehen komplexer Zusammenhänge selbstverständlich nichts zu tun.

Ein derartiges Erfahrungsschema finden wir, wie gesagt, wenn wir rekognitiv verstehen, nicht im Bewufstsein vor. Die Bekanntheitsqualität weist nur deutlich darauf hin. In einem weiteren Abschnitt, wo wir das „Verstehen eines einfachen sinnvollen Bildes in tachistoskopischer Darbietung" experimentell untersuchen, hoffen wir die Existenz und Wirksamkeit solcher Erfahrungsschemata nachweisen zu können.

Neben diesem Hinweis auf den Vorgang eines Wiedererkennens bekannter Erfahrungsweisen in neuer Verkleidung finden wir einen anderen, deutlich bestimmten Eindruck, gleich der Bekanntheitsqualität zu Anfang wenig anschaulich aber sicher gegeben, mit dem Anspruch, ebenso wie diese am Aufbau des Verstehensvorgangs grundleglich beteiligt zu sein: Das Bewufstsein der Erlebnismöglichkeit des rekognitiv Verstandenen. Es scheint grundsätzlich ebenso unabhängig von illustrierenden Phantasiebildern zu sein wie das Verstehen im Wiedererkennen. Vom ersten Satz ab begleitet es alle Akte, um in das später einsetzende, anschauliche Miterleben einzugehen, dem es rein deskriptiv ebenso anzugehören scheint wie der rekognitiven Haltung. Betrachten wir nun genauer das Verhältnis von Bekanntheitseindruck und Erlebnismöglichkeit, so finden wir, dafs die eigentliche Grundlage jedes Verstehensvorgangs die deutlich empfundene Möglichkeit ist, das (mit Schopenhauer zu reden) „in Begriffen Abgesetzte", rekognitiv Erfafste jederzeit nachrealisieren zu können. Um zu unserem Protokolle zurückzukehren: das Lesen weckt bekannte Erfahrungsschemata, in die sich der Sachgehalt des Gelesenen einordnen läfst und zugleich die Überzeugung, dafs alle seelischen Erlebnisse der handelnden und fühlenden Personen von uns nachrealisiert werden könnten, wenn wir nicht

darauf verzichteten und uns mit der erkannten Möglichkeit begnügten. Dieses „sich begnügen", das hier eine prägnante Bedeutung hat, gehört durchaus zur Natur des rekognitiven Verstehens. Man kann letzteres geradezu definieren als dasjenige Verstehen, bei dem wir für ein als möglich empfundenes Nacherleben uns mit dem Wiedererkennen bekannter Erfahrungsschemata zufriedengeben. Wie der erlebte Bekanntheitseindruck, so ist auch das „Gefühl der Erlebnismöglichkeit" nur als eine Art unanschaulicher „Bewufstheit" (im Sinne von Ach) gegeben, welche auf Einfühlungsakte hinweist, ohne sie wirklich manifest werden zu lassen.

Bevor wir uns der weiteren Analyse zuwenden, soll kurz die Bedeutung der Sachvorstellungen für den Verstehensvorgang betrachtet werden. Das Protokoll zeigt, dafs zum rekognitiven Verstehen keineswegs Sachvorstellungen nötig sind. Andererseits ergibt sich, dafs sich im Vorstellungsraum mit zunehmender Deutlichkeit eine völlige Umwelt konstituierte, in der die körperlich vorgestellten Personen wie im wirklichen Raume zu leben schienen. Was nun die eigentlichen Sachvorstellungen der Felder, Koppeln, Wohnräume usw. anlangt, so haben sie im Anfang der Lektüre ganz allgemein die Bedeutung aller Expositionen: Sie engen das mögliche Vorstellen auf die vom Dichter gewollte Umwelt ein und geben den fremden Erlebnissen jene Milieufärbung, auf Grund deren ein Edelfräulein im Zimmer des Schlosses anders erlebt als in der Hütte, die sie aus irgendeiner Veranlassung betritt. Im ganzen scheinen beide Erlebnisreihen sich zunächst nebeneinander zu konstituieren. Wie der sachlichen Darstellung die entsprechende Sachvorstellung, so entspricht dem Hinweis auf Seelisches die erlebte fremde Zuständlichkeit. Und im selben Mafse wie schliefslich der Zusammenhang des Ganzen im Nacherleben der Hauptperson erfafst wird, schliefsen sich die Einzelvorstellungen zur völligen Umwelt.

IV.

Das reale Verstehen

Wie gestaltet sich nun das Verhältnis zwischen Erlebnismöglichkeit und wirklichem Miterleben? Die Niederschrift

zeigt uns, daſs ein fliefsender Übergang besteht. Ganz allmählich gehen die anklingenden Einfühlungserlebnisse, anfangs das rekognitive Verstehen nur gelegentlich zu wirklicher Anschauung „vertiefend", in Akte völligen Aufgehens in den Situationen des Fremdich über.

Wir können in der Tat den ganzen Prozeſs als Vertiefung charakterisieren. Von einer oberflächlichen Schicht, in der wir uns mit begrifflichen Intentionen auf mögliche Zustände des fremden Bewuſstseins begnügen, ohne daſs unser innerstes Ich wesentlich daran beteiligt wäre, gelangen wir auf immer mehr sich vertiefenden Bewuſstseinsstufen schlieſslich in eine Sphäre, in der das Ich ganz im Fremderleben aufzugehen scheint. Wir haben uns in die handelnden Personen hineinversetzt, oder sie haben umgekehrt von unserem eigenen Bewuſstsein Besitz ergriffen, daſs wir, gleichsam von ihnen besessen, das Material unserer virtuellen Erlebnisweisen, den ganzen Bestand der Gefühle und Strebungen für die freie Gestaltung vom Zentrum unseres eigenen Ich aus verlieren, um die fremden Ichs damit nach eigenen Belangen schalten zu lassen. An Hand unseres Beispiels ausgeführt: Die Schilderung des Dichters setzt sich in Wortvorstellungen um. Wir sprechen das, was wir lesen, mit. Dieses Mitsprechen unterwirft die aktuellen wie dispositionellen Zustände unseres Ich einem Selektionsvorgang, der mit zunehmender Konzentration auf den Text alles verdrängt, was nicht den vom Dichter intendierten Zuständen entspricht. Wir geraten allmählich in einen Zustand vollendeter Fügsamkeit, „in dem wir die Vorstellungen, die man uns suggeriert, verwirklichen und das zum Ausdruck gebrachte Gefühl mitfühlen. In den Verfahrungsweisen der Kunst werden wir in abgeschwächter Form, verfeinert und gewissermaſsen vergeistigt, die Verfahrungsweisen wiederfinden, durch die gewöhnlich der hypnotische Zustand erzielt wird."[1] Wir glauben den ganzen Vorgang dieses Eindringens einer fremden Persönlichkeit in unser Bewuſstsein am besten als heteronome Modifikation bezeichnen zu können.

Wenn ich auf S. 46 (Abschn. 8) las: „Sie zog ihre Hand vorsichtig aus der des Mannes, machte Licht und sah sich

[1] H. Bergson, Zeit und Freiheit. Jena 1920. S. 12.

zitternd um, ob jemand hinter ihr stände. Nach einer Weile, da sie sich beruhigt glaubte, löschte sie das Licht wieder. Aber sie konnte nicht schlafen. Sie mufste immer an den Flieger denken. Sie machte die verzweifeltsten, ja lächerlichsten Anstrengungen, sich zu befreien, versuchte sich in den Schlaf zu zählen und wiederholte fast vergessene Geschichten, die ihre Mutter ihr einst als Kind erzählt, sie einzuschläfern. Sie kam nicht frei" — war neben einer grofsen körperlichen Anschaulichkeit, mit dem Bewufstsein „jemand" stehe hinter uns, jede einzelne Wendung, die täuschende Beruhigung durch das Licht, das Frösteln, die verzweifelte Abwehr der störenden Gedanken, von uns nachrealisiert.

Diese anschauliche Vergegenwärtigung fremdseelischer Erlebnisse nennen wir „reales Verstehen" und betrachten es insofern als Erfüllung des rekognitiven Verstehens, als das „Bewufstsein der Erlebnismöglichkeit" hier zu voller Aktualität der fremden Zuständlichkeit vertieft ist.

Es erhebt sich nun die Frage, inwieweit hierbei von einer Identität der „fremden" und „eigenen" Zuständlichkeit gesprochen werden kann. Ihre Möglichkeit wird von sämtlichen Autoren als undiskutierbar abgelehnt. Für das Verstehen als kommunikative Funktion gilt nach Simmel[1], dafs die Inhalte „völlig individuell und einzig seien" können, um eine (historische) Persönlichkeit zu verstehen. „Das wechselseitige Verständnis erfordert eben eine gewisse Korrelation der beiderseitigen in Kundgabe und Kundnahme sich entfaltenden psychischen Akte, aber keineswegs ihre volle Gleichheit" (Husserl).[2] Wenn wir weiter etwa mit W. Baade den Grad der Sicherheit und Genauigkeit des Verhältnisses zwischen ursprünglichem Fremderleben und dem Inhalt unseres einfühlenden Bewufstseins untersuchen, dann müssen wir unser Miterlebten der oben zitierten Szene als „darstellend fundierte angleichende Einfühlung"[3] bezeichnen. Darstellend fundiert,

---

[1] a. a. O. S. 44. [2] E. Husserl, a. a. O. S. 35.

[3] W. Baade, Über die Vergegenwärtigung von psychischen Ereignissen durch Erleben, Einfühlung und Repräsentation, sowie über das Verhältnis der Jasperschen Phänomenologie zur darstellenden Psychologie. *Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr.* 29, S. 353.

weil wir mit den Augen des Psychologen in Akten „darstellender Vergegenwärtigung“ „nach wissenschaftlichen Prinzipien beobachtet“ haben. Angleichend eingefühlt, weil die Interpretation aus eigenem früheren Erleben gerade bei den wesentlichsten Momenten (die Liebe des Weibes als Leitmotiv!) kaum in Frage kommt. Ich bin offenbar darauf angewiesen, die Erlebnisse dieser Romanfigur in der geschilderten Situation aus allen möglichen eigenen Einzelerfahrungen und Phantasieerlebnissen zusammenzustücken und diese den „fremden“ Zuständen notdürftig anzugleichen. Im Falle der eben zitierten Textstelle ist doch das mnemische Moment so geringfügig und sind „ähnliche“ Erlebnisse so abliegend, dafs wir statt von Nacherleben eher von einer Konstruktion des fremden Ich aus spärlichen Vorstellungen und Phantasiebildern reden sollten. Aber gerade von einem Konstruieren, Angleichen oder Schliefsen ist nicht das Geringste im einfühlenden Bewufstsein gegeben. In keinem Fall erlebten wir im Laufe unserer Selbstbeobachtung einen solchen Prozefs der „Angleichung“. Vielmehr waren die jeweiligen Erlebnisse mit den Intentionen der dichterischen Darstellung ohne weiteres gegeben.

Scheler hat den hier vorliegenden Sachverhalt ausführlich dargelegt. Nach ihm besteht zwischen dem eigenen Erleben und dem Nacherleben zunächst kein Unterschied. Und es erhebt sich die Frage, wie es denn überhaupt zu einer Unterscheidung dieser beiden Erlebnisweisen kommt, wie ich also im konkreten Fall dazu gelange, die von mir nachrealisierten Erlebnisse der Heldin von meinen „eigenen“ zu trennen.

Scheler wendet sich gegen die überlieferte Meinung, dafs zuerst die eigenen Erlebnisse als solche da seien, um im Falle des Nacherlebens dann erst den fremden Ichen untergelegt zu werden.

„Nicht so verhält es sich, wie jene Theorien[1] (Einfühlungstheorie, Assoziationstheorie, Analogieschlufstheorie) annehmen, dafs wir aus einem zunächst gegebenen Material unserer

[1] M. Scheler, Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle und von Liebe und Hafs. Anhang. Halle 1913. S. 119 ff.

Eigenerlebnisse uns Bilder der fremden Erlebnisse aufzubauen hätten, um diese Erlebnisse dann — die uns niemals unmittelbar als fremde aufzuweisen wären — in die körperlichen Erscheinungen der anderen einzulegen; sondern ein indifferenter Strom der Erlebnisse fließt „zunächst" dahin, der Eigenes und Fremdes ungeschieden und ineinander gemischt enthält; und in diesem Strome bilden sich erst allmählich fester gestaltete Wirbel, die langsam immer neue Elemente des Stromes in ihre Kreise ziehen und in diesem Prozesse verschiedenen Individuen zugeordnet werden."

Bevor wir dem Problem dieser „Zuordnung" nähertreten (Abschn. V), wollen wir zunächst fragen, welcher Art von Bewußtseinszuständen die hier gemeinten Erlebnisse zugehören. Denn die bloße Vergegenwärtigung fremdseelicher Gegebenheiten innerhalb des nacherlebenden Bewußtseins können wir ebensowenig als reales Verstehen bezeichnen, wie das einfache Sehen eines bildlich dargestellten Vorgangs schon Wahrnehmung ist.

Wenn wir, unserer exemplarischen psychologischen Analyse folgend, das „Gefühl der Erlebnismöglichkeit" des rekognitiv Verstandenen gleichsam als Zwischenstufe der beiden Arten des Verstehens feststellten, so erhebt sich die Frage, ob wir dann nach Witaseks Unterscheidung von „Vorstellungsansicht" und „Aktualitätsansicht" bei diesem Übergang zum realen Verstehen und weiterhin während des realen Verstehens Vorstellungen möglicher Erlebnisse oder in jedem Falle unmittelbares aktuelles Nacherleben fanden.

Volkelt[1] entwickelt einen Begriff der „Gefühlsvorstellung", die „eben doch nicht eine gewöhnliche Vorstellung" sei und die unserem Begriff der Erlebnismöglichkeit in mancher Beziehung zu entsprechen scheint. „Es wäre nicht richtig, zu sagen, daß bei einer Gefühlsvorstellung an die Stelle etwa von Kreis, Stein, Baum, ein Gefühl, etwa Trotz, trete. So einfach liegt die Sache nicht. Indem ich mir fremden Trotz vergegenwärtige, hat dieses Vergegenwärtigen doch etwas Gefühlsartiges an sich. Ich glaube das Richtige zu treffen, wenn ich sage: ich werde dabei der Möglichkeit des Trotz-

[1] J. Volkelt, Gefühlsgewißheit. München 1922. S. 65.

gefühls gewifs (Volkelt spricht in diesem Zusammenhang auch von ‚Implizitebewufstsein'). " Für Witasek, den klassischen Vertreter der Vorstellungsansicht, tritt im Falle des Nachrealisierens fremdseelicher Zustände an Stelle aktueller Erlebnisse immer Vorstellung: Diese „ist aber nur eine Wiederholung im Bilde. Ich will damit betonen, dafs sie nicht eine wirkliche Wiederholung, nicht eine neuerliche Aktualisierung der vorgestellten psychischen Tatsachen ist. Man kann sich sehr wohl ein Gefühl, eine Gemütsstimmung, den Ausdruck einer Leidenschaft anschaulich vorstellen, ohne zur gegebenen Zeit und der persönlichen Anlage nach überhaupt imstande zu sein, diese Seelenvorgänge wirklich in sich zu erleben."[1]

Wie verhält sich dazu das Ergebnis unserer Selbstbeobachtung? Als ich auf S. 19 der „Unsterblichkeit", d. h. ganz zu Beginn des Abschnitts 4 meiner Lektüre, die Worte las: „ihr Gesicht veränderte sich. Was ist das, schrie sie plötzlich auf, starr vor Entsetzen. Sie lauschten. Das schwere Ächzen langer Äxte drang dumpf zu ihnen herein . . .", so las ich diese Worte mit geringer innerer Beteiligung. Der Inhalt war mir im logischen Zusammenhang des Ganzen rekognitiv verständlich, die Möglichkeit, in der gleichen Situation entsprechend zu fühlen, schien gegeben. Sie war aber so unanschaulich, dafs ich „darüber hinweglas" und eigentlich weder etwas vorstellte noch etwas erlebte. Wenn ich dagegen auf S. 62 (Abschn. 8, III) las: „Sie schüttelte ruhig und bestimmt den Kopf: Dies ist mein Kind und eines Fliegers Kind! mein Kind und einer Welle Kind! mein Kind und der Unendlichkeit Kind!", so war ich bereits derart von der Fabel ergriffen, dafs ich die fürchterliche Weise mitsprach in der Illusion, den Wahn der Heldin mitzuerleben. Und aufserhalb dieser beiden Erlebnisweisen kann ich mich während der ganzen Lektüre keiner „mittleren" entsinnen, wo etwa an ein Erlebnis des Mädchens „gedacht" wurde, indem ich es mir „nur" vorstellte.

„Wer Canovas herrliches Grabmal der Erzherzogin Marie

---

[1] St. Witasek, Zur psychologischen Analyse der ästhetischen Einfühlung. *Z. f. Psychol.* **25**, S. 7 ff.

Christine beschaut", sagt Witasek an einer anderen Stelle[1], „der trauert in jenen ergreifenden Gestalten, ohne dabei selbst traurig zu sein; wer Fausts Monolog anhört, braucht selbst nicht zu verzweifeln".

Gewifs kann ich das Bewufstsein haben, dafs mein Trauern nicht dem äquivalent sei, welches, wie ich gleichwohl zu denken vermag, die trauernden Gestalten des Denkmals beseelt. Aber: wie verschieden auch mein Empfinden von dem ist, welches ich den Marmorfiguren zuschreibe, auf keinen Fall stelle ich mir das Trauern vor, sondern ich bin unter allen Umständen irgendwie traurig — oder ich „traure" eben nicht „in den ergreifenden Gestalten", sondern denke daran, halte es bei der Wahrnehmung der plastischen „Ausdrucksbewegungen" für glaubhaft, dafs hier der Meister Trauer darstellen wollte.

Sofern aber in solchem rein rekognitiven Verhalten angesichts des Denkmals ein Gefühl der Trauer anklingt, dann ist eben die Trauer in nuce bereits aktualisiert, also nicht wesensverschieden von wirklichem Miterleben. Ob diese wirklich erlebte Trauer meine „eigene" über den tragischen Anblick ist, oder ob ich die Traurigkeit der Gestalt miterlebe, ist eine andere Frage. Wir kommen auf sie zurück, wenn uns die Unterscheidung von eigener und „fremder" Zuständlichkeit innerhalb des nacherlebenden Bewufstseins beschäftigen wird (Abschn. V).

Um die wichtige Frage der Vorstellungsansicht oder Aktualitätsansicht näher zu beleuchten, wollen wir das andere Beispiel Witaseks, „wer Fausts Monolog anhört, braucht nicht selbst zu verzweifeln" ebenfalls betrachten. Zunächst ist das darin enthaltene Urteil richtig. Wir können, wie leicht nachzuprüfen, den Monolog anhören und ihn zugleich „verstehen", nicht nur ohne selbst zu verzweifeln, sondern auch ohne sonst die geringsten, durch das Anhören des Monologs bedingten Miterlebnisse zu haben. Alle diese Sätze sind, — wenn wir etwa die ersten zwanzig Verse des „Monologs" betrachten — durchaus „verständlich", ohne dafs wir mehr dabei zu erleben brauchten als etwa das Bewufstsein: Ein derartiger Konflikt

[1] St. Witasek, a. a. O. S. 28.

eines Gelehrten und Lehrers, der das gesamte Wissen seiner Zeit beherrscht, mit der eigentlichen Aufgabe seines Lehramtes, „die Menschen zu bessern und zu bekehren", ist durchaus möglich. Wir wissen, daſs es „so etwas gibt", und zugleich, daſs derartiges sehr tief erlebt werden könne (Gefühl der Erlebnismöglichkeit). Aber wir begnügen uns damit. Dann handelt es sich eben um rein rekognitives Verstehen im oben (Abschn. III) dargelegten Sinne.

Wir können ferner das Pathos der Goetheschen Verse so auf uns wirken lassen, daſs das Bewuſstsein des Tragischen mit allen seinen emotionalen Komponenten in uns wach wird. Dann erleben wir diese der Verzweiflung Fausts als tragischer Persönlichkeit gewiſs inadäquate Trauer über den rekognitiv erfaſsten Sachverhalt.

Oder aber wir sprechen mit strengster Konzentration auf das Gedicht den Monolog so in uns mit, daſs wir im völligen Miterleben des ringenden Faust aufzugehen glauben. Dann vermögen die Worte des Dichters (im Prozeſs „heteronomer Modifikation" (S. 21)) das fremde Ich gleichsam in unser nacherlebendes Bewuſstsein hineinzugestalten. Wir sind zugleich der Faust in seiner Verzweiflung und wir selbst.

Innerhalb dieser drei Möglichkeiten sind unzählige Stufen denkbar. Wo aber überhaupt mehr da ist als ein „Wissen um" (Gefühl der Erlebnismöglichkeit), da setzt unmittelbar das Erleben ein.

Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung

Wenn nun Geiger in seinem bekannten Referat[1] als Grund für eine mögliche Berechtigung der Vorstellungsansicht zuerst den anführt, daſs „Vorstellung alles vor mich Hingestellte, mir Gegenüberstehende, alles Gegenständliche sei, während der Zorn, wenn ich ihn erlebe, nicht gegenständlich ist, sondern auf der Erlebnisseite steht", so entspricht das der Beobachtung. Nur beweist diese Feststellung nichts für die Vorstellungsansicht. Denn einmal steht der Zorn im Augenblick, wo ich ihn einem fremden Ich nacherlebe, durchaus auf der Er-

[1] M. Geiger, „Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung". Ber. üb. d. IV. Kongr. f. exp. Psychol. in Innsbruck. Leipzig 1911. S. 34.

lebnisseite. Andererseits kommt fremde wie eigene Zuständlichkeit erst in dem Maſse zur inneren Wahrnehmung, als ich sie vergegenständliche, d. h. „als“ Zorn, „als“ Leidenschaft, „als“ Trotz vorstelle.

„Ein Eigenerlebnis kommt“ nämlich, wie Scheler[1] überzeugend nachgewiesen hat, „zu gesonderter Wahrnehmung erst in dem Maſse, als es sich in Bewegungsintentionen und (zum mindesten) in Ausdruckstendenzen entlädt“. Erst die Sprache als leiblicher Ausdruck seelischer Erlebnisse **stellt** ein Gefühl, etwa Trotz, oder ein komplexes Erlebnis dem Bewuſstsein als solches **vor,** es gelangt erst in dem Maſse zur inneren Wahrnehmung, als es — und sei es nur als „Bewegungsintention“ — gesprochen, im Falle unserer Lektüre nachgesprochen wird. „So ist auch das Verstehen und das innere Nachsprechen eines Gelesenen so eng miteinander verknüpft, daſs bei Festbindung der Zunge auch das Verständnis einer gelesenen Zeitung sich stark herabsetzt. Diese und analoge Tatsachen zeigen, daſs auch die auf uns selbst gerichtete innere Anschauung nicht unmittelbar, sondern nur durch Wirkung eines Erlebnisses auf den Zustand des Leibes vermittelt zur Abhebung eines Erlebnisses aus dem Gesamtstrome des Lebens führt. Es besteht daher im Grunde gar kein prinzipieller Unterschied zwischen der Selbst- und der Fremdwahrnehmung! Hier und dort kommt es nur zu einer solchen, sofern der Leibzustand modifiziert wird und der wahrzunehmende Ichzustand sich in irgendeine Art des Ausdrucks umsetzt.“

Diese Darstellung Schelers, die natürlich nur für vorwiegend sprachlich denkende Menschen gilt, entspricht in jeder Hinsicht unserer Selbstbeobachtung.

Die Frage Vorstellungsansicht oder Aktualitätsansicht erweist sich demnach insofern als Scheinproblem, als zwar jedes Erlebnis erst nach seiner Vergegenständlichung im Vorstellen überhaupt zur inneren Wahrnehmung gelangt, andererseits aber jede Vorstellung eines Erlebnisses im vollsten Sinne erlebt sein muſs, bevor sie als solche gegenständlich werden kann. Wenn wir demnach zu Witaseks

[1] Scheler, a. a. O. S. 133.

Meinung zurückkehren, daſs man „sich sehr wohl ein Gefühl, eine Gemütsstimmung anschaulich vorstellen könne, ohne zur gegebenen Zeit und der persönlichen Anlage nach überhaupt imstande zu sein, diese Seelenvorgänge in uns zu erleben", so müssen wir betonen, daſs solche „anschauliche Vorstellung" ein wenigstens anklingendes Erleben voraussetzt. Im Verlauf unserer Selbstbeobachtung konnten wir niemals ein von Nacherleben losgelöstes „Vorstellen" vorfinden.

Dagegen ist es durchaus möglich, daſs mit dem Bewuſstsein der Erlebnismöglichkeit momentan überhaupt keine Wahrnehmung (also auch keine anschauliche Vorstellung!) irgendwelcher Erlebnisse vorhanden ist, sondern lediglich ein unanschaulicher Hinweis auf mögliche Erlebnisse, mit der sich das Verstehen begnügt.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung läſst Binswanger[1] in Übereinstimmung mit Bergson[2] ein „Sowohl-als-auch" gelten. „So unterscheidet schon Bergson: «Des lors il faudra distinguer deux manières de s'assimiler les états de conscience d'autrui. L'une dynamique, que consisterait à les éprouver soi-même, l'autre statique, par laquelle on substituerait à la conscience même de ces états leur image, ou plutôt leur symbole intellectuel, leur idéé. On les imaginerait alors, au lieu de les reproduire». Wir können also fremdes Seelenleben an oder in uns selbst erleben (éprouver); wir können es aber auch vorstellen (imaginer). Je nachdem wird es als Erlebtes oder Vorgestelltes für uns da sein." — „Plutôt leur symbole intellectuel, leur idée", — vielmehr ihr gedankliches Symbol, ihren logischen Sinngehalt — wie wir diese Stelle bei Bergson übersetzen wollen. Gewiſs haben wir Vorstellungen, auch wenn wir nicht selbst miterleben. Die Inhalte dieser Vorstellungen entsprechen nur keineswegs fremden seelischen Erlebnissen sondern es sind Vorstellungen im Verlauf des rekognitiven Verstehens, die freilich auf fremdseelische Bewuſstseinsinhalte gerichtet sind, intentional auf ihre mögliche Realisierung hin-

[1] Einführung in die Probleme der allgemeinen Psychologie. Berlin 1922. S. 276.

[2] H. Bergson, Essai sur les données immédiates de la conscience. 1889. 14 ième édition. Paris 1914. F. Alcan. Zit. nach Binswanger.

weisen. Die fremden Erlebnisse selbst aber sind, sofern sie real verstanden werden, also in der inneren Wahrnehmung unmittelbar als solche vorhanden sind, aktuell erlebt.

Wir finden also das reale Verstehen mit dem Auftreten aktueller Erlebnisse verbunden. Die Evidenz des Verstehens nimmt in dem Maſse zu, als die einzelnen Erlebnisse im Zusammenhang der inneren Wahrnehmung hervortreten. Aber an sich besteht diese Evidenz unabhängig davon. Schon das ganz unanschauliche „Gefühl der Erlebnismöglichkeit“ gibt dem Leser jenes bündige Bewuſstsein, richtig zu verstehen, das keinen Augenblick an der unbedingten inneren Logik der fremdseelischen Zustände und ihrer Dynamik zweifeln läſst.

Woher stammt diese Evidenz? Das rekognitive Verstehen gibt, sofern es bekannte Sachverhalte in neuen Zusammenhängen aufweist, nur eine relative Sicherheit. Denn die Logik des Erfahrungsschemas, auf die es zurückverweist, bedarf der gleichen Begründung. Wenn wir in unserer Novelle lesen, wie nach der ursprünglich ablehnenden Haltung Demeters gegenüber dem Staffelführer dem Mädchen der „wahre Grund“ ihres Verhaltens dunkel bewuſst zu werden beginnt (nämlich daſs sie den Flieger eigentlich liebt) (S. 7), so gibt die rekognitiv gemachte Feststellung, daſs hier ein durchaus typischer Sachverhalt vorliegt, keinerlei Evidenz. Erlebe ich aber mit einiger Hingabe (die übrigens beim Versuch in diesem Stadium der Lektüre durchaus fehlte) an die Schilderung des Dichters die fremdseelischen Vorgänge mit, dann ist mir ihre Logik sofort evident. Wir müssen also die Evidenz im Erleben selbst suchen.

Im Zusammenhang unserer exemplarischen Analyse fanden wir nun ein „Bewuſstsein der Ichgemäſsheit“, das dem realen Verstehen seine innere Berechtigung zu geben schien. „Alles Geschilderte scheint sich im Nacherleben notwendig zu gliedern und zu entwickeln (S. 6) . . ., ohne daſs die aus eigenem Gesetz sich gestaltenden, in ihrer Struktur als notwendig gefühlten Erlebniszusammenhänge seiner (des rekognitiven Verstehens) Führung bedürften.“ (S. 8). Wir können dieses Bewuſstsein der Ichgemäſsheit auf nichts Einfacheres zurückführen. Sie bedeutet insofern eine

„völlig eigenartige Synthese der Kategorie des Allgemeinen und Notwendigen mit der des schlechthin Individuellen“ [1], als wir davon überzeugt sind, dafs die vom Dichter in uns aufgerufenen Erlebnisreihen in ihrem Sosein gewifs nicht der psychischen Zuständlichkeit einer als wirklich gedachten Frau in der fraglichen Situation entsprechen. Trotzdem aber glauben wir im Erlebnis der Ichgemäfsheit an der Logik einer überindividuellen seelischen Gesetzmäfsigkeit teilzuhaben, deren Bündigkeit den individuellen Bewufstseinstatsachen gegenüber ein a priori darstellt.

V.

Nacherlebte und „eigene“ Zustände. Substitution

Das eigentümliche Gerichtetsein bestimmter Erlebnisse auf ein fremdes Ichzentrum bedarf einer weiteren Zergliederung. Denn offenbar handelt es sich nicht einfach darum, dafs „Fremdich“ und „Fremderleben“ nebeneinander bestehen. Es scheint sich hier eine neue personale Einheit zu bilden, in dessen Zusammenhang die Einzelakte ebenso einem „durchwaltenden Ichzusammenhang“ [2] folgen, wie es bei den Akten des „eigenen“ Ich der Fall ist. Die Erlebnisse Demeters sind glaubhaft und verständlich vom Standpunkte des Individuums Demeter aus.

Nun zeigt uns die Erfahrung, dafs wie die Einzelerlebnisse, so auch deren Gliederung vom Ich her niemals konstant ist, und das mir dauernd ebenso fremde Iche aufgedrungen („Einfühlungstäuschung“, Scheler) und so als eigene erlebt, umgekehrt eigene Ichzustände fremden Personen von mir supponiert werden. Offenbar verschiebt sich das Zentrum unseres Ich dauernd, ohne dafs im einzelnen Falle unterschieden werden könnte, ob hier etwas aus unserem inneren Ich spontan gestaltet, oder ob ein fremdes Erleben uns suggeriert wird. Trotzdem schien im Falle unserer exemplarischen Selbstbeobachtung das fremde Ich sich stets mehr oder minder deutlich abzuheben. Niemals war doch ein auf die Beachtung des Nacherlebten gerichtetes „Ich“ soweit ausgeschaltet, dafs

[1] G. Simmel, a. a. O. S. 46.

[2] M. Scheler, a. a. O. S. 127.

es zu einer völligen Identifizierung mit den Erlebnissen des fremden Ich gekommen wäre, zu Depersonalisationen, jenen vollkommenen Verwandlungen, bei denen sich das miterlebende Ich gänzlich verliert und der Beobachter die „fremde" Person selbst zu sein glaubt. Wohl geschah es gelegentlich, daſs die Nachrealisierung fremden Erlebens so intensiv war, daſs momentan das Ichbewuſstsein verloren ging, wie es die meisten Menschen im Theater oder Konzert oft genug erlebt haben. Dann fehlte allerdings das die fremden Zustände betrachtende Ich als abgesonderte Zuständlichkeit. Aber es wirkte sich doch insofern auf die Gestaltung des Aktes aus, als eine bestimmte „Fremdheitsqualität" sämtlichen Erlebnissen anhing. Wenn wir also wiederholen, daſs sich beim Miterleben erstens ein fremdes Ich konstituiert, daſs zweitens mit dem Fremdich und seinen Erlebnissen das „eigene" Ich irgendwie erhalten bleibt, dann müssen wir fragen, wie sich dann Erlebnisse ohne diese Fremdheitsqualität zu solchen mit Fremdheitsqualität verhalten.

Wenn ich mich selbst zum Gegenstand einer „Novelle" gemacht sehe, wie sie das tägliche Leben schafft, so bin ich mir bewuſst, daſs alle in ihr enthaltenen inneren Vorgänge, soweit sie mich betreffen, in meinem Ich ihre völlige Realisierung finden, daſs meine ganze Persönlichkeit in der geforderten Hauptperson aufgeht. Entweder ich erlebe — oder es ist eben gar keine Hauptperson da. Wenn ich dagegen die Hauptperson Demeter der vorliegenden Novelle Bindings erlebe, so ist in Stadien intensiven „realen Verstehens" zwar auch meine Persönlichkeit soweit beeinfluſst, daſs ein eigenes „Demeter-Ich" alle Erlebnismomente zu einer neuen Persönlichkeit, eben der Hauptperson, in sich zusammenfaſst; aber dieses Demeter-Ich geht nicht völlig in dem nacherlebten Fremdich auf! Diese Hauptperson bleibt möglich, auch wenn ich sie nicht erlebe. Andererseits: ich bin davon überzeugt, daſs sie innerhalb dieser Novelle nach bekanntem Schema möglich, d. h. verständlich ist. Ich verstehe diese Möglichkeit nicht nur rekognitiv. Das schon in dieser Haltung mitgegebene Bewuſstsein der Erlebnismöglichkeit weist darauf hin, daſs die Hauptperson von mir als solche weitgehend nacherlebt werden kann. Der Versuch ergibt, daſs ich die

Person wirklich in mir als geschlossenes Individuum realisiere. Aber: es fehlt das Bewufstsein der Spontaneität, das dem Erleben eigen ist, wenn es sich auf uns selbst zurückbezieht, wie in dem angenommenen Falle, wo wir uns selbst als „Hauptperson" in einem tatsächlichen Zusammenhang erleben. Es haftet dem auf Fremdseeliches gerichteten Erleben eine gewisse Passivität an, die uns immer wieder zum Bewufstsein bringt, dafs uns etwas „von aufsen her" suggeriert wird, was nicht der augenblicklichen Richtung „unseres" Ich entspricht.

Ich meine damit nicht, dafs wir durch die im Vorstellungsraum erscheinenden Personen veranlafst würden, auf Grund ihres körperlichen Daseins ihre besonders gearteten Ausdrucksbewegungen zunächst wahrzunehmen, um diesen dann erst seelische Erlebnisse unterzulegen, indem wir von den Ausdrucksbewegungen auf Seelisches schliefsen. Scheler[1] hat den Charakter der Fremdwahrnehmung als einer ursprünglichen Ganzheit, von der aus man sich zur „inneren" oder „äufseren" Wahrnehmung wenden könne, ausführlich begründet. In unserem Falle, wo die fremde Körperlichkeit nicht „wirklich", sondern nur „vorgestellt" ist, scheint dieser Standpunkt eher der schlichten Erfahrung gerecht zu werden, als im täglichen Leben, wo ein fremder Mensch uns gegenübertritt und uns seine Ausdrucksbewegungen unabweislich aufzudrängen scheint. In Wirklichkeit erscheint auch hier z. B. die Röte der Scham nicht als Farbenfleck, dem wir ein „sich Schämen" auf der psychischen Seite unterschieben, sondern es ist primär die Wahrnehmung „Scham" gegeben. Weil die vorgestellte Situation beschämend für den Betreffenden ist, darum erst kommt mir der empfundene Fleck als Schamröte intentional zur Wahrnehmung. Nicht schliefse ich von dessen besonderer Konfiguration und seinen sonstigen physiologischen Begleiterscheinungen auf Scham.

Wir finden also in der inneren Wahrnehmung zwei Erlebnissphären vor, ein mehr oder weniger hervortretendes „Eigenich" und ein „Fremdich", das vom ersteren 1. durch das Merkmal einer gewissen Fremdheit, 2. durch Passivität unterschieden ist.

[1] M. Scheler, a. a. O. S. 145/46.

Nun scheint bei näherer Beobachtung der Gesamtakt reales Verstehen durch eine Bipolarität charakterisiert, bei der das fremde Ich das ursprüngliche spontane Eigenich beeinflufst und umgekehrt etwa die Trauer, die ich ganz allgemein über die tragische Wendung einer Novelle empfinde, sich substitutiv in das eigentliche Miterleben des Schmerzes, der die Heldin bewegt, einzudrängen, und so die Eindeutigkeit der Erlebnisrichtung zu gefährden vermag. Wenn ich versuche, Grenzfälle für diesen Sachverhalt aufzuweisen, so kann ich sagen: entweder ist das Fremderleben so mächtig, dafs daneben die „eigenen" Erlebnisse in ihrem individuellen Zusammenhang nur ganz wenig zur Geltung kommen. Oder „ich" bin nur ganz wenig beeinflufst und verstehe in rein rekognitiver Haltung den Sachverhalt, während ich dabei vorwiegend ganz andere, der augenblicklichen Richtung meiner Spontaneität entsprechende Erlebnisse habe, in unserem Falle vielleicht anklingende Trauer über die tragische Wendung der Geschichte. Dann kann ich der Täuschung unterliegen, dafs ich die Trauer der Heldin nachzuerleben glaube, obwohl ich vom Eigenich her ein ganz „fremdes" Gefühl unterschiebe. Wir können dann von autonomer Substitution reden. Umgekehrt gibt es eine heteronome Substitution, wo das Miterleben sich dergestalt ins Eigenerleben drängt, dafs die Beeinflussung „unserer" Stimmung durch Nacherleben rückwirkend das Nacherleben selbst wieder beeinflufst.

Der erste Grenzfall, wo das fremde Ich herrschend ist, setzt als wirklich voraus, was der Möglichkeit nach überhaupt gelten mufs. Dafs nämlich unser Ich theoretisch das „gesamte existierende Reich der Seelen"[1] umfafst. Sonst wäre es schlechterdings unmöglich, dafs in einem Prozefs heteronomer Modifikation sich neben dem ursprünglichen seelischen Individuum ein Ich nach eigenen inneren Gesetzen mit so grofser Anschaulichkeit konstituiere. Wenn Flaubert von sich erzählt, dafs er nach der Abfassung der Todesszene in seiner „Madame Bovary" noch tagelang die fürchterlichsten Vergiftungserscheinungen gespürt hätte, so erkennt man, wie weit eine ausgesprochen real verstehende Natur wie dieser

[1] M. Scheler, a. a. O. S. 131.

Dichter in sich das fremde Ich zu gestalten vermag. Überhaupt scheint es einen bestimmten Typ sensitiver Menschen zu geben, zu denen wohl alle Dichter gehören, den man geradezu als den proteiden bezeichnen könnte. Hier ist das eigene momentane Ich so leicht verdrängbar und die Seele als Ganzes so plastisch, dafs in feinster Differenzierung das fremde Ich hier eine zweite „Verseelung" zu finden scheint.

Die überwiegende Mehrheit aller realen Verstehensakte ist aber wahrscheinlich nicht so eindeutig strukturiert. Es zeigt sich bei näherer Betrachtung, dafs wir Täuschungen unterworfen sind, die sich besonders auf die gefühlte Intensität des Erlebens gründen, von der wir fälschlicherweise auf den Grad seiner Eindeutigkeit schliefsen. Wenn wir auch annehmen dürfen, dafs die Selbstbeobachtung nicht völlig trog, als wir auf S. 18 eingehender die Einzelerlebnisse als wirklich in ihren verschiedenen Tönen nacherlebte schilderten, so besteht doch bei näherem Zusehen kein Zweifel, dafs die autonome (heteronome) Substitution, als eine ständige Verquickung von nachrealisierten Erlebnissen des Fremdich und „eigenen", die bei der Betrachtung des betreffenden Sach- oder Erlebnisverhalts auftauchten, in Betracht kommt. Das gewählte Beispiel von der Trauer über die Entwicklung der Geschichte und ihre Tendenz, sich als Trauer der fremden Person auszugeben, ist typisch für diese Auswirkung der erkannten Substitution.

VI.

Das reale Verstehen und das Verstehen überhaupt. Erkennen und Verstehen

Wenn wir bei unserer Analyse des Verstehensvorgangs vom rekognitiven Verstehen ausgingen, um dessen Erfüllung im Nacherleben fremder Ichzustände, dem realen Verstehen zu finden, so haben wir nur eine von zwei möglichen Betrachtungsweisen verfolgt. Denn unser Bekanntheitserlebnis weist nicht nur auf die Möglichkeit hin, das „in Begriffen abgesetzte rekognitiv Verstandene jederzeit nachrealisieren zu können", sondern auch auf die Bedeutung des Gelesenen als eines objektiven Sachverhalts.

Wenn mein Freund sagt: „Ich gehe morgen ins Theater", dann ist mir in diesen Worten ein einfacher, zukünftiger Sachverhalt mitgeteilt. Die psychische Haltung, in der seine Bedeutung von mir erlebt wird, ist insofern rein rekognitiv, als ich mich damit begnüge, in den Worten des Freundes ein wohlbekanntes Geschehen wiederzufinden, nämlich das: „Er geht ins Theater". Das Bewufstsein der Erlebnismöglichkeit, die wir ebenfalls beim rekognitiven Verstehen fanden, bezieht sich dagegen auf das, was mein Freund als erlebender Mensch damit ausdrückt. Ich weifs, dafs er viel zu arbeiten hatte und davon ermüdet war. Ich verstehe, dafs aus dieser Müdigkeit heraus der Entschlufs reift: morgen abend spanne ich aus und gehe ins Theater! Mein Freund gibt mir in dem Satze sein subjektives Erleben kund. Und um das zu verstehen, mufs ich es nacherleben können.

Diese erste Unterscheidung zwischen Ausdruck und Bedeutung (Husserl) finden wir in der Literatur überall wieder, wo nach der logischen Beziehung des Verstehensaktes gefragt wird. Jaspers[1] unterscheidet ein rationelles „blofs denkendes Verstehen der rationalen Inhalte" von einfühlenden Verstehen, „dem eigentlich psychologischen Verstehen des Seelischen selbst". Freyers[2] methodische Trennung von physiognomischer und gegenständlicher Hermeneutik als zwei verschiedenen Aufgaben einer theoretischen Grundlegung der Kulturphilosophie bezieht sich ebenfalls darauf, dafs „die Zeichenkomplexe etwas Seelisches ausdrücken, etwas objektiv Geistiges bedeuten". „Wenn ich aussage: Die drei Höhen eines Dreiecks schneiden sich in einem Punkte, so liegt dem natürlich zugrunde, dafs ich so urteile . . . Ist aber mein Urteilen, das ich hier kundgegeben habe, auch die Bedeutung des Aussagesatzes, ist es das, was die Aussage besagt und in diesem Sinn zum Ausdruck bringt? Offenbar nicht."[3] Hier scheint das subjektive Erleben, das zu dem Urteile geführt hat, für das Verständnis des Satzes gleichgültig zu sein. Der darin festgestellte Sachverhalt „ist eine

[1] K. Jaspers, Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1923. S. 201.

[2] H. Freyer, Theorie des objektiven Geistes, eine Einleitung in die Kulturphilosophie. Leipzig 1923. S. 30.

[3] E. Husserl, a. a. O. S. 43.

Geltungseinheit an sich“[1] und seine Evidenz bedarf, sofern er mir von einem anderen mitgeteilt wird, nicht der realen Vergegenwärtigung des urteilenden Fremdich.[2] „In diesem Fall trifft der Ausdruck, dafs ich den Sprechenden verstehe, den Sachverhalt nicht völlig: ich verstehe eigentlich nicht den Sprechenden, sondern das Gesprochene.“[3]

Was heifst nun die Bedeutung eines Sachverhalts verstehen? Wenn wir in unserem ersten Beispiel die Kundgabe des Freundes als Hinweis auf ein in naher Zukunft liegendes Geschehen auffassen, so ist dabei eigentlich kein Erlebnis nachweisbar, auf das der Begriff des Verstehens mit einiger Bündigkeit angewendet werden könnte. Denn das Bewufstsein, nichts Fremdartiges zu erfahren, von einem Sachverhalt Kenntnis zu erhalten, der allgemein „üblich ist“, der sich in unzähligen belanglosen Variationen bei den meisten zivilisierten Menschen wiederholt, scheint allein nicht zu genügen, um seine Kundnahme als Verstehen zu bezeichnen. Von einem „Gefühl der Erlebnismöglichkeit“ ist dabei kaum die Rede. Das in der blofsen Bekanntheit beruhende rekognitive Verstehen, bei dem wir das Verhalten des Freundes als typisch ansehen, um uns damit zu begnügen, vermag aber die Bezeichnung „Verstehen“ offenbar nicht zu rechtfertigen. In Wirklichkeit, d. h. für unser Evidenzbewufstsein, ist überhaupt dabei noch nichts verstanden, sondern lediglich ein an und für sich unverständliches Erfahrungsschema wiedererkannt worden.

Im Falle des mathematischen Satzes wird ebenfalls nichts „verstanden“. Denn die darin enthaltene mathematische Wahrheit kann nur hingenommen werden. Sie ist zwar — und dadurch unterscheidet sich dieser Fall vom erstgenannten — insofern evident, als sie schlechthin und unabhängig von jedem aktuellen Erleben und darum als Gegenstand für alle Denkenden in identischer Weise[4] zu gelten scheint. Aber im anschaulichen Beweise können wir nur in beliebig vielen

[1] E. Husserl, a. a. O. S. 44.

[2] Th. Erismann spricht in diesem Zusammenhang von „Transzendenz des Denkens“. Die Eigenart des Geistigen. Leipzig 1924. S. 28ff.

[3] G. Simmel, a. a. O. S. 38.

[4] E. R. Jaensch, Über psychische Selektion. *Z. f. Psychol.* 98, S. 198.

Dreiecken ein und denselben unverständlichen Sachverhalt wiederfinden und beim eigentlich mathematischen Beweis kommen Axiome zur Anwendung, die, in sich evident, bei jeder Figur in schematisch festliegender logischer Verkettung wiedererkannt werden. Wenn wir den Lehrsatz dergestalt „verstehen", wird noch weniger als im ersten Falle an ein reales Erleben gedacht. Der für sich bestehende objektive Sachverhalt bleibt aber auch unverstanden. Das Bewufstsein einer Evidenz des „Verstehens", wie wir sie im Falle unserer exemplarischen Analyse fanden, fehlt vollständig. Ohne das ausgesprochene „Gefühl der Erlebnismöglichkeit" scheint eben dem Begriff Verstehen ein bündiger Sinn zu fehlen.

Wir wollen, um im folgenden den Begriff des Verstehens auf eine möglichst prägnante Bedeutung einzuengen, zunächst einen ganz einfachen Vorgang der unbelebten Natur auf seine Verständlichkeit hin analysieren. Ein Stein fällt zur Erde. 1. Der Vorgang ist uns bekannt. Alle Steine fallen zur Erde, sofern man ihnen ihre Unterstützung entzieht. Die Bedeutung des Vorgangs erschöpft sich also darin, dafs hier ein Spezialfall vorliegt für die Erscheinung der Gravitation als einer objektiv feststellbaren Falltendenz zum Erdmittelpunkt. 2. Sofern ich mich nun nicht mit der blofsen Feststellung des Sachverhalts begnüge, sondern dieses Streben verstehen will, mufs ich mir das im Begriff der Gravitation nicht ohne weiteres involvierte Wesen der Kraft veranschaulichen, ich mufs die Kraft als Streben des Steins zum Erdmittelpunkt nacherleben. In dem ersteren Fall weist hier der Begriff der Gravitation auf die Bedeutung des beobachteten Vorgangs als Spezialfall hin, im zweiten auf die Möglichkeit, die zentripetale Tendenz des Körpers nachrealisieren zu können. Dann ist aber der Fall des Steines Ausdruck für ein ihm innewohnendes Seelisches, das reale Verständnis setzt voraus, „dafs ich dem bewegten Objekt ein Inneres und gleichsam seelische Zustände zuschreibe".[1] 3. Es scheint noch eine Möglichkeit zu geben, zu einer besonderen Art des Verständnisses zu gelangen. Der Stein fällt zur Erde, damit die Masse der Erde erhalten bleibe. Hier wird ein Zweck gesetzt. Der Fall des

[1] H. Bergson, a. a. O. S. 1.

Steines als Ausdruck für ein ihm eigenes Seelisches tritt völlig zurück hinter einem ganz neuen Bedeutungserlebnis.

Dieses Beispiel aus der unbelebten Natur läfst uns wegen seiner Einfachheit besonders deutlich die zwei Gesichtspunkte erkennen, unter denen ein Verstehen überhaupt in Betracht zu kommen scheint. Entweder wir versetzen uns in die Seele des Gegenstandes hinein oder wir verstehen die Bewegung aus einem objektiven Wertzusammenhang heraus. Wenden wir diese Unterscheidung auf den fallenden Stein an, so ergibt sich, dafs der erste Versuch offenbar ganz sinnlos ist, da wir die „Mentalität" des Steines ja überhaupt nicht erfassen können. Keine Veranlassung besteht anzunehmen, dafs der Stein zum Erdmittelpunkt aus dem oder jenem Grunde will. Könnten wir im Nacherleben ein solches Wollen mit seiner subjektiven Begründung realisieren, so wäre uns die Bewegungsrichtung wenigstens in einem Sinne ohne weiteres verständlich, da ein derart „zweckrationales"[1] Verhalten als solches zu den wesentlichen Erlebnissen des menschlichen Ichs gehört. Es scheidet nun hier das reale Verstehen von vornherein aus und mit ihm der Ausdruckscharakter des Vorgangs. Das Erfahrungsschema „Gravitation" („alle Körper ohne Unterstützung fallen in der Richtung zum Erdmittelpunkt") ist andererseits nur feststellbar und im Einzelfalle wiederzufinden, aber es fördert niemals das Verständnis des betrachteten Vorgangs. Das Geschehen bliebe überhaupt unverständlich, wenn nicht die Möglichkeit bestünde, es aus einem „überindividuellen Sinnzusammenhang" (Spranger) heraus zu verstehen, indem wir es unter einen „Wertgesichtspunkt" rücken. Wenn wir nämlich als Wert die Konstanz der Erdmasse setzen und diesen speziellen Vorgang als ein konstituierendes Glied dieses Wertzusammenhanges betrachten, so glauben wir in der Tat den Vorgang wirklich verstanden zu haben. Wir wollen dieses Verstehen kurz als teleologisches bezeichnen.

Wir werden uns freilich nicht darüber täuschen, dafs die hier obwaltende Zweckbestimmung nur insofern verständlich ist,

---

[1] M. Weber, Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie, Logos IV. 1913. S. 265 ff.

als sie auf eine seelische Zuständlichkeit verweist, in deren subjektiven Wertbereich die Konstanz der Erdmasse fällt und die ich ihrerseits evident nacherleben mufs, um den Vorgang mit einiger Bündigkeit zu verstehen. Die Wertbestimmung selbst ist nur fiktiv möglich. Ich mufs diese Zwecksetzung den Vorgängen einbilden. Dann aber bedeutet sie nichts anderes als ein funktionelles Schema, das an Stelle der Erfahrungsschemata, die Tatsächliches als „bekannt" erscheinen lassen, in den Einzelfällen wiedererkannt wird. Ein wirkliches Verstehen mit voller innerer Evidenz liegt auch dann nicht vor. Denn das funktionelle Schema: Alle Steine müssen zur Erde fallen, um den materiellen Bestand der Erdmasse zu erhalten (dieses „um zu" kennzeichnet die Bedeutung eines Sachverhalts als funktionellen) hat eben nur fiktive Gültigkeit. Ich will aber den Vorgang als solchen bündig verstehen.

Die Bedeutung eines tatsächlichen oder teleologischen Sachverhalts wird nun nach unserer Überzeugung überhaupt nicht „verstanden" sondern erkannt. Das würde einen Erkenntnisbegriff voraussetzen, bei dem das Wiedererkennen das wesentliche Merkmal des Erkenntnisprozesses überhaupt darstellt. Diesen Erkenntnisbegriff finden wir in der Lehre M. Schlicks, wenn wir mit ihm annehmen: „So ist alles Erkennen in der Wissenschaft beschaffen: ein Zurückführen zweier Glieder aufeinander, ein Wiederfinden des einen im andern."[1] Und sehr eindeutig formuliert derselbe Autor auf S. 13 seiner Allgemeinen Erkenntnislehre: „Alles Erkennen ist ein Wiedererkennen oder Wiederfinden."[2] Und wenn er fortfährt, dafs „alles Wiederfinden ein Gleichsetzen eines Neuen mit einem Alten, ein Identifizieren dessen, was erkannt wird, mit dem, als was es erkannt wird, sei", so können wir die Auffassung des beobachteten Falles als die Erkenntnis bezeichnen, bei der wir im Fallen des Steines das allgemeine Gesetz: Alle Körper streben zum Erdmittelpunkt (Gravitation), wiedererkennen, indem wir den fallenden Stein mit einem der Gravitation

[1] M. Schlick, Gibt es intuitive Erkenntnis? *Z. f. wiss. Philos. u. Soziol.* 1913, S. 479.

[2] M. Schlick, Allgem. Erkenntnislehre, Berlin 1918.

folgendem Körper schlechthin identifizieren. Und dieser Sachverhalt ist durchaus objektiv. Er besteht für sich als reiner Tatbestand, ohne als solcher auf irgendeine reale psychische Zuständlichkeit zu verweisen.

Wir analysieren nach denselben Gesichtspunkten das Beispiel, von dem wir ausgingen: Mein Freund sagt mir: „Ich gehe morgen ins Theater." 1. Ich erkenne die Bedeutung des Gesprochenen, indem ich den konkreten Sachverhalt: Freund X geht morgen ins Theater, gleichsetze mit einem gedachten Sachverhalt, der einen in bestimmter Zukunft liegenden Besuch des Theaters durch ein Individuum bezeichnet. Ich finde in der Handlung meines Freundes eine Gepflogenheit der meisten Kulturmenschen wieder. Ein Verstehen dieses objektiven Tatbestandes kommt nicht in Betracht. 2. Die Worte meines Freundes sind Ausdruck für eine Fülle von Erlebnissen, die ich nacherlebe, indem sie mir übermittelt werden. Der Freund hat die letzten Tage anstrengend gearbeitet, er ist übermüdet. Jetzt sitzt er mir mifsgelaunt gegenüber, längst war seine Stimmung in mir als fremde Zuständlichkeit angedeutet, als er plötzlich sagt: „Morgen gehe ich ins Theater!" Indem ich die müde Stimmung des Freundes nachrealisiere und seine Worte als eigentümliche Lösung einer quälenden Abgespanntheit innerlich wahrnehme, verstehe ich real den ganzen Prozefs als „Entspannung". 3. Betrachte ich die Handlung des Freundes unter dem Wertgesichtspunkt, also teleologisch, so sehe ich mich der Schwierigkeit gegenüber, aus der Fülle der möglichen Kulturzusammenhänge den hier in Frage kommenden zu finden. Betrachte ich seine Seele allgemein als ein „Lebensgebilde, das auf Wertverwirklichung angelegt ist"[1], so kann ich zunächst sagen, dafs mein Freund als Kulturmensch einen Wert darstellt, dessen Erhaltung eine gewisse Entspannung nach anstrengender Tätigkeit fordert. Das Anhören eines Theaterstücks vollzieht vielleicht die bedeutsame Leistung, den Freund in diesem Sinne wertvoll erhalten zu helfen für den Gesamtzweck seines Daseins, nach dessen Belangen sich alle Teilfunktionen, die seinen Charakter

[1] E. Spranger, Psychologie des Jugendalters. S. 9ff.

als Kulturmensch gewährleisten, unbedingt richten müssen. Dann ist sein Entschluſs darum verständlich, weil der Besuch des Theaters diesen Zweck für das Ganze erfüllt. Von diesem Ganzen her verstehe ich also des Freundes Entschluſs ins Theater zu gehen. In diesem zweiten Falle wird also erstens ebenfalls eine objektive Bedeutung erkannt und zweitens ein Ausdruck nacherlebend (real) verstanden. Aufserdem kann ich drittens die Äufserung unter dem Gesichtspunkt eines Strukturzusammenhanges verstehen, in den sich die Handlung des Freundes als konstituierendes Wertglied sinnvoll einordnet. Während nun im Falle des zur Erde fallenden Steins das reale Miterleben nicht ernsthaft in Betracht kam, während die Wertsetzung den Vorgang ohne weiteres verständlich zu machen schien, finden wir hier, daſs zwei verschiedene Verstehensakte mit dem Anspruch auftreten, das Verstehen in einem möglichst prägnanten Sinne darzustellen. Da aber das reale Verstehen von uns als das eigentliche Verstehen überhaupt beschrieben wurde, auf welches das rekognitive Verstehen als Erfüllung abzielt, müssen wir dieses Verhalten rechtfertigen. Bisher gelang es nur, sowohl bei der Betrachtung des Falles aus der unbelebten Natur wie bei der Äufserung des Freundes die Bedeutungserfassung als einen selbständigen Erkenntnisakt vom Verstehen abzutrennen, schwieriger scheint es dagegen, das im zweiten Falle aufgewiesene Nacherleben mit dem Verstehen schlechthin gleichzusetzen.

Spranger lehnt diese Gleichsetzung ab. „Verstehen ist nicht gleichbedeutend mit einem getreu abbildenden Nacherleben des subjektiven Seins, Erlebens und Verhaltens einer Einzelseele.“ [1] Und an einem Beispiel legt er den bisher „nicht beachteten“ Sachverhalt dar, daſs es „übergreifende Sinnzusammenhänge gibt, die das subjektive Leben bedingen, ohne in die subjektive Sinnerfahrung selbst hineinzufallen.“ [2] „Hätte die Psychologie nur die Aufgabe zu beschreiben, was im individuellen Bewuſstsein selbst erlebt wird, so würde die Antwort auf die Frage: Weshalb spielt das Kind? einfach lauten: Weil es ihm Freude macht. Denn darin erschöpft

[1] E. Spranger, a. a. O. S. 6.

[2] Derselbe S. 8.

sich der rein subjektive (erlebte) Sinn des Spiels. Über die besondere Form und Richtung des Spieltriebes gäbe es keine weitere Theorie. Sobald wir aber etwa im Sinne der Theorie von Karl Groos sagen: Das Kind spielt, um sich in dem Vollzug künftiger lebenswichtiger Tätigkeiten zu üben, gehen wir weit über das hinaus, was beim Spielen wirklich erlebt wird. Dieses „um-zu" fällt noch nicht in die Seele des Kindes hinein. Hier liegt ein „übergreifender Sinneszusammenhang" vor, übergreifend zunächst nur über den unmittelbar erlebten Sinn. Und diese Deutung ist aus dem Wissen um überindividuelle, um geistige Zusammenhänge hinzugefügt."

Wir wollen nach den obigen Gesichtspunkten auch diesen Fall analysieren: Es wird zunächst die Bedeutung des Spiels erfafst in der Erkenntnis, dafs primitive Verhaltungsweisen, die objektiv das Gepräge später wichtiger Lebensfunktionen tragen, zu letzteren in einem bestimmten Zweckmittelverhältnis zu stehen scheinen. Diese Erkenntnis gründet sich auf die offenbare Ähnlichkeit gewisser Spielhandlungen mit späteren Berufstätigkeiten. Beide scheinen ein und dasselbe Erfahrungsschema (z. B. Soldatenschaft) miteinander gemein zu haben. Der überindividuelle Sinneszusammenhang erweist sich als ein funktionelles Schema in dem Sinne, dafs er den tatsächlichen Sachverhalten einen teleologischen Zusammenhang einbildet. Ebenso wie wir einerseits das allgemeine Schema der Gravitation dem Fall des Steines supponieren, andererseits das funktionelle Schema „notwendige Konstanz der Erdmasse" ansetzen können, so können wir hier ein Schema „Betätigung von unausgebildeten Anlagen zur zweckmäfsigen Entfaltung später existenznotwendiger Lebensfunktionen" feststellen. Dieses Schema ist aber durchaus unverständlich, es bleibt für uns eine objektive Gegebenheit von reinem Bedeutungscharakter. Wir würden das spielende Kind verstehen, wenn wir nacherlebend eine subjektive Entsprechung des erkannten objektiven Sachverhalts aufweisen könnten.

Das ist nun freilich durchaus der Fall. Dafs ein Kind spiele, „weil es ihm Freude macht", dafs sich in dem Bewufstsein der Freude am Spielen das Spielerlebnis erschöpfe, ist nicht richtig. Der Versuch einer Rückerinnerung an eigene

frühere Spielerlebnisse wird das ohne weiteres bestätigen. Gewifs weifs das Kind nicht, dafs ein „objektiver Sinneszusammenhang“ seiner spielerischen Betätigung Richtung verleihe, das „um — zu“ des werthaft orientierten Theoretikers wird kaum erlebt. Aber die Gerichtetheit des Spielerlebnisses als solche, das Soldatenspielen „um“ Soldat „zu“ werden, ist gerade einer der ausgeprägtesten Inhalte des kindlichen Spielbewufstseins! Und von dieser primär zweckrationalen Haltung des spielenden Kindes aus verstehe ich sein Spiel als real nacherlebbares Gerichtetsein auf spätere Lebenstüchtigkeit. Und umgekehrt wird mir nun das erkannte Schema wirklich verständlich, ich verstehe „das Spiel des Kindes“ auch als Sachverhalt, weil, wenn ich „das spielende Kind“ nacherlebe, das Schema im Augenblick einen realen psychischen Sachverhalt als wahrnehmbare Gegenständlichkeit repräsentiert, der seine tatsächliche wie seine funktionelle Bedeutung mit voller Evidenz im realen Verstehen zur Erfüllung bringt. Gerade dieses letzte Beispiel für ein geisteswissenschaftliches Verstehen im Sinne von Spranger zeigt mit grofser Deutlichkeit, dafs von einem entgültigen Verstehen nur dort gesprochen werden kann, wo eine rekognitiv gewonnene Erkenntnis durch reales Verstehen gerechtfertigt wird.[1]

VII.

Verstehen eines einfachen sinnvollen Vorgangs bei tachistoskopischer Darbietung

Wenn wir uns vorstellen, dafs im Menschengewühl einer Hauptstrafse, auf der wir uns gerade befinden, plötzlich in gröfserer Entfernung von uns ein Menschenauflauf entsteht, der sich schliefslich um einen Punkt konzentriert, so nehmen wir sofort an, es sei da „etwas passiert“. Während wir uns nun der Stelle nähern, wird die eingehendere Unterscheidung

[1] G. Simmel, a. a. O. S. 46: „Es ist nicht der Sachgehalt des Psychologischen, sondern das Psychologische als Sachgehalt selbst, was hier, sozusagen nach der eigenen Logik der Seelenvorgänge, die gültige, als notwendig gefühlte Zusammenordnung bildet“.

und Identifizierung der Gegenstände, die uns einen Anhalt für die Art des Unglücks geben könnten, fortgesetzt unterbrochen, da sich vor uns Menschen drängen und dauernd das Gesichtsfeld stören. So erkennen wir nur schrittweise, zuerst etwa an der aufragenden Deichsel, dafs wohl ein Pferd gestürzt oder ein Zusammenstofs erfolgt sein könnte, bis wir endlich unter Zuhilfenahme der vorher aufgestellten Vermutung den wahren Sachverhalt aus der wachsenden Übersicht heraus verstehen.

Um einen Verstehensvorgang der skizzierten Art in seinem Aufbau zu verfolgen, boten wir im Laboratorium das Bild eines leicht übersichtlichen Geschehnisses tachistoskopisch so oft dar, bis die Vp. angab, es völlig verstanden zu haben. Hierbei tritt an Stelle der Unterbrechungen durch störende Nebenreize eine Pause in der Darbietung ein. Auch sonst wird die Situation, von der wir ausgingen, nur im Schema kopiert. Doch gestattet es die Anordnung, wenn wir nach jeder einzelnen Darbietung die Aussagen der Vpn. über das Bild protokollieren, das schrittweise Verstehen eines einfachen sinnvollen Vorganges experimentell zu erfassen.[1]

Versuchsanordnung: Im Zimmer herrscht ein gleichmäfsiges Halbdunkel, das zur klaren Ausprägung des Lichtbildes ausreicht. Vor einer quadratischen (43 cm Seitenlänge) weifsen Projektionsfläche von Seidenpapier sitzt in einer Entfernung von ca. 2 m die Vp. Der Projektionsapparat ist so aufgestellt, dafs das Bild durch das Seidenpapier durchprojiziert wird, die Vp. von der weiteren Anordnung also nichts sieht. Unmittelbar vor dem Objektiv des Projektionsapparates ist das Schumannsche Rad aufgestellt, das durch einen Elektromotor mit annähernd gleichmäfsiger Geschwindigkeit gedreht wird. Da der Sektor eine konstante Winkelöffnung aufweist, ergibt sich eine bestimmte Darbietungszeit, die in den meisten Fällen $^3/_{20}$ Sekunde betrug. Später wurde das Rad durch einen elektromagnetisch bedienten Fallapparat (Wundtscher Fallhammer) ersetzt, wobei die Zeit genau $^1/_{10}$ betrug. Im Lauf der Untersuchung ergab sich, dafs diese Differenz für die

[1] Als Testverfahren haben wohl zuerst Binet und Simon sich einfacher sinnvoller Darstellungen bedient, deren verschiedenartige Auffassung durch die jugendlichen Vpn. verschiedenen Alters zur Aufstellung der bekannten Intelligenzstufen führte.

Resultate ohne Bedeutung ist. Kurz bevor der Lichtkegel in den Sektor tritt, wird durch die automatische Öffnung eines Kontaktes eine Glocke zum Ertönen gebracht, die der Vp. das Erscheinen des Bildes ankündigt.

Die Instruktion, die zu Beginn jeder Reihe der Vp. eingeprägt wurde, lautet: „Sie sollen 1. das Bild so genau betrachten, dafs Sie mir Einzelheiten angeben können, und 2. von Anfang an versuchen, das auf ihm Dargestellte zu verstehen. Nach jedem Einzelversuch werden Sie mir demgemäfs sagen, was Sie gesehen haben und was das Bild darstellen könnte".

Nach einem Vorversuch mit einem anderen Bild, bei dem sich die Vp. an das Versuchsschema und die Instruktion gewöhnen soll, wird das Bild, dessen Motiv der Vp. in keinem Falle bekannt ist, nach dem kurz vorher ertönenden Glockenzeichen dargeboten. Dann hat die Vp. der Instruktion gemäfs über das Gesehene und Verstandene möglichst eingehend zu berichten. Hierauf wird ohne Pause das gleiche Bild in der gleichen Zeit gegeben, abermals protokolliert und dies Verfahren wiederholt, bis die Vp. den Vorgang völlig verstanden zu haben angibt. Im allgemeinen wurde spätestens nach dem 14. Mal der Versuch abgebrochen. Bei den Kindern, die dauernd von einem Deutungsversuch zum anderen übergingen, um auch diesen zu verlassen, wenn sich irgendein neuer Anhaltspunkt zeigte, wurde der Versuch abgebrochen, wenn die Vp. eine gewisse Ermüdung zeigte; etwa angab, dafs sie nun „nicht weiter wüfste". Zum Schlufs wurde das Bild nochmals längere Zeit gegeben, so dafs sich die Vp. in jedem Falle nachträglich selbst berichtigen konnte.

Das Bild selbst erscheint auf der Projektionsfläche im Schattenrifs, die schwarzen Figuren auf weifsem Grunde. Zu den hier berücksichtigten Versuchen wurde folgende Darstellung eines „Gänsediebstahls" gewählt (s. Fig. 1).

Als Vpn. stellten sich zur Verfügung die Erwachsenen: U., Kr., F., Ke., St, L., Le., La., S. und die Kinder: Ki., Br., Schu., Lm., P., H., B., R.[1]

Wenn wir die vorliegenden Protokolle daraufhin untersuchen, wie die unter den genannten Versuchsbedingungen

[1] Ein Verzeichnis der Vpn. findet sich am Schlufs der Arbeit.

gestellte Aufgabe, einen einfachen Vorgang zu verstehen, von den einzelnen Vpn. gelöst wird, so können wir mit grofser Deutlichkeit die Verhaltungsweise der (gebildeten) Erwachsenen von der der Kinder unterscheiden. Wir glauben in der Wiedergabe und ausführlichen Diskussion von je einem Protokoll diejenigen Feststellungen vermitteln zu können, die sich für uns aus dem Versuch und der Erörterung seiner Resultate ergeben.

Fig. 1

1. Protokoll. Vp. U.

1. Na, das ist schwer zu beschreiben. 3 Figuren. In der Mitte, der sah grotesk aus (Don Juan-Figur); schien sich über einen Zaun zu beugen und mit streitendem Interesse etwas zu betrachten. Im Profil hatte der mittlere wohl Hut, Bartspitzen, scharfes Kinn. Gröfser als die beiden anderen. Als wenn sie sich lebhaft über den Gegenstand (Vorgang) unterhalten.

2. Ja, ich könnte genau die Haltung der mittleren Figur angeben. Mittl. Figur steht vorgeneigt, rechten Arm eingestemmt (macht vor). Links scheint Junge zu sein. Mittl. scheint zurückgeschreckt zu sein vor einem gefährlichen Vorgang.

3. Durch Versuchsfehler Aufmerksamkeit abgelenkt.

4. Habe jetzt den Eindruck (macht Stellung vor), dafs der Mittl. mit der Laterne leuchtet. Figur rechts in Hockstellung. Glaube mit Deutlichkeit Zaun gesehen zu haben (sieht etwas „exakt“ aus), will jetzt genau hinsehen.

5. Im wesentlichen nichts hinzuzufügen. Tatsächlich Zaun. Mann rechts hockt. Laterne hat er in der Hand.

6. Würde jetzt hinzufügen, dafs mir die hockende Gestalt nicht als Junge erscheint, hinter Zaun irgend ein Weidetier.

7. Hockende Gestalt nimmt an dem Gegenstand hinter dem Zaun

eine Handlung vor. Phantasie: Könnten verbrecherische Absichten haben, Tier zu töten oder zu necken. Der „Strahlenkegel der Laterne“ könnte Tauwerk zum Halten des Tieres sein.

8. Kann mir nun den Vorgang zu Ende kombinieren. Kann z. B. sagen, dafs es sich um Viehdiebe handelt. Sieht aus, als ob sie ein Schwein abstechen.

9. Kaum noch was hinzuzufügen.

10. Die linke Figur hat linke Hand und zwar den Zeigefinger am Munde (wie kleines Kind halb ängstlich, halb neugierig) und schaut zu. In der rechten Hand hat sie . . . kann es aufzeichnen. (Vp. zeichnet ganz schematisch mit wenigen Strichen das bisherige Ergebnis seiner Beobachtungen.)

11. Nichts Neues.

12. Aha! Jetzt hab ich's gesehen. Die eben gezeichnete Silhouette ist Gans, die der Betr. am Halse hat.

13. Ja, die Silhouette hinter dem Zaun ist ebenfalls eine Gans. Nehme jetzt an, dafs es Geflügeldiebe sind. Es kommt die Gefühlswelt der „Gänsediebe“ in den drei Figuren zum Ausdruck.

14. Bei der rechten Figur mit Lodenmütze kann ich Zeichnung ergänzen. Bleibe dabei, dafs es eine Laterne ist.

G. Simmel[1] entwickelt für die Theorie des Verstehens historischer Persönlichkeiten ein Denkschema, in dem er „einen der häufigen Fälle geistiger Bewegungen, in denen zuerst die Voraussetzung ihre Folgen, dann aber die Folgen ihre Voraussetzung tragen“, wiederzufinden glaubt. Die typische Verhaltungsweise, bei der dieser „Zirkel“ des Verstehens offenbar wird, besteht darin, „dafs an irgendeinem Punkt dogmatisch oder hypothetisch begonnen werde und das Fortschreiten in der gleichen Richtung nun durch die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, alle weiteren Einzelheiten in dem gleichen Sinne zu interpretieren, jene erste Annahme bestätigt und zur relativen Gewifsheit bringt oder umgekehrt zu ihrer Revision zwingt“.

Betrachten wir an Hand dieses Schemas des historischen Verstehens das Protokoll unseres tachistoskopischen Versuchs, so finden wir, dafs der ganze Ablauf des in ihm zutage tretenden Verstehens eines einfachen Vorgangs sich ebenso interpretieren läfst. Als wir am Schlufs der Reihe die Vp. fragten, wann sie zuerst eine geschlossene Komposition gefunden hätte und welcher Art diese war, zeichnete die Vp.

[1] G. Simmel, Probleme der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1922. S. 26.

eine Skizze des ersten geschlossenen Eindrucks, den sie bereits nach der ersten Darbietung allen weiteren Wiederholungen als hypothetisches Schema zugrunde gelegt hätte. (Die Skizze zeigt deutlich die 3 Figuren in aggressiver Haltung vor einem zaun- oder stallähnlichen Verschlage.) Von Anfang an habe ihr der Gedanke vorgeschwebt, dafs es sich hier um einen Diebstahl oder Einbruch handeln müsse, und sie habe nun Schritt für Schritt geprüft, ob die beobachteten Einzelheiten dem vermutlichen Sachverhalt entsprechend wären oder zu einer Revision des Schemas zwängen, das sie dann ohne weiteres aufgegeben haben würde, um es durch ein neues zu ersetzen. Die Entwicklung des Deutungsvorgangs verläuft also genau so, wie es von G. Simmel für das historische Verstehen angenommen wird. Das Schema „Diebstahl" („Einbruch") wird hypothetisch gesetzt und sämtliche Äufserungen der handelnden Personen wie der vermeintlichen Objekte des Verbrechens (Schwein wird geschlachtet, Geflügel gestohlen) können in der gleichen Richtung gedeutet werden, weil jede Einzelheit „jene erste Annahme bestätigt und zur relativen Gewifsheit bringt", bis schliefslich in der Übereinstimmung von Schema und Einzelhandlung das volle Verständnis des ganzen Vorgangs gewährleistet scheint.

In der Denkpsychologie hat O. Selz mit seinem Begriff der „intellektuellen Operation der Komplexergänzung" eine Theorie entwickelt[1], von der aus die Verhaltungsweise der Vp. sich in eine allgemeine Gesetzmäfsigkeit des Denkens einordnen läfst. „Das Ausgangserlebnis einer zielbewufsten intellektuellen Operation mufs stets eine schematische Antizipation des Ziels sein; denn jedes Zielbewufstsein schliefst eine denkende Vorwegnahme des Ziels in sich." Nun stellt die Vorwegnahme des oben angedeuteten Schemas durch die Vp. zweifellos ein solches antizipierendes Schema dar, und es erhebt sich die Frage, welche Rolle dieses Schema im Denkprozefs der endgültigen Lösung spielt.

Nach der Assoziationspsychologie, für die nach O. Selz das psychische Geschehen „ein System diffuser Reproduktionen"

[1] O. Selz, Die Gesetze der produktiven und der reproduktiven Geistestätigkeit. Kurzgefafste Darstellung. Bonn 1924. S. 15 ff.

darstellt, müfste das Verstehen ausgehen von der Wahrnehmung der einzelnen Figuren, deren Tätigkeit und Verhalten zueinander auf reproduktivem Wege schliefslich die Richtungsvorstellung „Diebstahl" auslöst, von der aus der weitere Vorstellungsverlauf im Sinne einer ordnenden und alle der Richtung der Lösung undienlichen Reproduktionen ausschliefsenden Funktion bestimmt wird. „Durch ihr Wiederauftauchen ruft sie den Gedankengang bei gelegentlichem Abirren sozusagen wieder zur Ordnung, und gegenüber sich darbietenden Lösungen ermöglicht sie eine Richtigkeitskontrolle." [1]

Betrachten wir die in unserem Falle obwaltenden Denkvorgänge statt als ein System diffuser Reproduktionen mit Selz vielmehr als ein System spezifischer Reaktionen, so können wir die Aktualisierung des vollständigen Wissenskomplexes: „drei Diebe beim Stehlen von Gänsen" auf Grund des antizipierten Schemas Diebstahl (Einbruch) als durch dieses Schema determinierte Komplexergänzung bezeichnen. Dann bildet diese „Determination zur Komplexergänzung den auslösenden (spezifischen! d. Verf.) Reiz für einen vom Komplexschema ausgehenden Reproduktionsprozefs, durch welche dem Schema entsprechende Komplexe erregt und zur vollständigen Aktualisierung gebracht werden." [2]

Wenn wir uns weiter die Frage stellen, inwiefern nach unserer Unterscheidung rekognitives und reales Verstehen bei der Auffassung des Bildes in Funktion treten, so lehrt uns das Protokoll, dafs beide einander insofern ergänzen, als die Vp. bei der Deutung einmal mehr von den Äufserungen der handelnden Personen als Ausdruck, ein anderes Mal von der rekognitiven Erfassung des Erfahrungsschemas Diebstahl ausgeht, welches als feste Beziehung (Dieb — Diebesgut) den Sachverhalt des Vorgangs erfafst. Aus den Protokollen geht hervor, dafs wohl fast immer zuerst dieses erlebnisunbetonte Schema aktuell zu sein pflegt. Auch bei unserem Versuch hält sich das Verstehen zunächst an die Bedeutung. Nicht von der nacherlebten verbrecherischen Neigung als seelischer

---

[1] G. E. Müller, Abrifs der Psychologie. Göttingen 1924. S. 45.
[2] O. Selz, a. a. O. S. 12.

Zuständlichkeit der stehlenden Menschen, sondern von dem konventionellen Schema eines Diebstahls, repräsentiert durch das Diebesgut und die so und nicht anders handelnden Personen, geht das Verstehen aus. Die Vp. hat den Sachverhalt durchaus „verstanden", wenn sie einen Mann, der alle Anstalten trifft, nächtlicherweile aus einem geschlossenen Gatter eine heftig sich sträubende Gans zu entnehmen, als „Gänsedieb" erkennt. Und von dem Schema Gänsediebstahl her versteht sie die Gans als Diebesgut und die drei Männer als Diebe, die ihrerseits durch ihr Handeln, welches auf die Entwendung einer Gans gerichtet ist, dieses Schema rechtfertigen. Denn wenn ich annehme, daſs die Tat der drei Männer einen Diebstahl darstellt, so muſs die Deutung aller Einzelbeobachtungen dieser Voraussetzung folgen, wie umgekehrt diese Voraussetzung erst auf Grund dieser beobachteten Einzelheiten zustande kommen kann.

So finden wir einerseits den „Zirkel des Verstehens" verwirklicht, von dem Simmel spricht, andererseits die rekognitive Natur seiner Lösung, sofern sie von den Handlungen, nicht von deren psychischer Entsprechung ausgeht.

Nun erschöpft sich der Prozeſs des historischen Verstehens wie des Verstehens überhaupt keineswegs in der Lösung eines Zirkels, der innerhalb äuſserlich erfahrbarer Verhaltungsweisen einer Person das Prinzip für die Anordnung und Bestimmung der Einzelheiten zu einem verständlichen Ganzen darstellt. Gewiſs ist auf einer hohen Stufe der Erfahrung der Reichtum an Erfahrungsweisen so groſs, daſs auf Grund der gefundenen Tatsachen die Verständlichkeit einer Situation weitgehend rekognitiv begründet werden kann, weil die ganze Mannigfaltigkeit der Äuſserungen sich einordnen läſst in Bekanntes, das nur wiedererkannt zu werden braucht, um jene Verständlichkeit zu garantieren. Wo immer gestohlen wird, prägen sich so charakteristische Verhaltungsweisen aus, daſs man an ihrer typischen Wiederkehr allein im gegebenen Falle den Dieb erkennt und die Handlung so als Diebstahl versteht. In Wirklichkeit ist ein solches Verfahren Täuschungen unterworfen, die auf das Erleben als letzte Garantie des Verstehens hinweisen. Wie ist es denn, wenn uns durch bestimmte Handlungen ein Sach-

verhalt rekognitiv „verständlich“ ist, dessen psychische Grundlage etwas ganz anderes realisiert, als wir, ohne uns bewufst darauf zu stützen, doch voraussetzen. Es ist z. B. der Fall denkbar, dafs ein Gänsediebstahl durch eine grofse Zahl von Einzelhandlungen gegeben scheint (Leuchten mit der Laterne, vorsichtiges Anschleichen, Herausziehen des Tieres aus dem Verschlage), obwohl die Personen etwas ganz anderes dabei „im Sinne“ haben, etwa die vorsichtige Entfernung der Gans aus einem Stall, in dem sie einen Fuchs vermuten. Dann gewinnt z. B. die tote Gans, die der eine von den „Dieben“ hält, und die wir von unserem ersten Deutungsschema aus als Diebesgut deuten mufsten, eine ganz andere Bedeutung, etwa die einer Beute des Fuchses, vor dem das andere Tier gerettet werden soll.

In diesem Fall müssen wir von der seelischen Haltung des Handelnden ausgehen, die wir nur nacherlebend erfassen können.[1] Es geht also ein neuer Faktor in die Deutung des Sachverhalts ein, der schliefslich über den Charakter der Äufserungen entscheidet. Auch ihm kommt an und für sich nur ein hypothetischer Wert zu. Wenn unser Eindruck, dafs es sich hier um verschmitzte Strolche handelt, durch objektive Tatsachen widerlegt wird, so ist er nicht haltbar. Wenn aber die beobachteten Tatsachen mit dem Resultat der Einfühlung übereinstimmen, dann ist der Vorgang im eigentlichen Sinne verstanden. Dann gewinnen alle tatsächlichen Handlungen ihre reale Erfüllung und der Kreis des Verstehens ist geschlossen.

Wenn wir davon absehen, dafs die Vp. nach ihrer Aussage gleich zu Anfang rekognitiv das antizipierende Schema gewann, so finden wir schon in den ersten Aussagen des Protokolls die ständige Unterstützung des rationalen Verstehens durch reales Nacherleben. Die mittlere, „grotesk“ aussehende Figur sieht mit „streitendem Interesse“ nach dem Zaun (1), er „scheint zurückgeschreckt zu sein vor einem gefährlichen Vorgang“ (2),

[1] G. Simmel, a. a. O. S. 30. „Der Schlufs also, der bei gewissen gegebenen Handlungsweisen einer Person auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit anderer gezogen wird, ist nie ein unmittelbar logischer, sondern hängt von einer realen psychologischen Erfahrung als Obersatz ab.“

schliefslich kommt die „Gefühlswelt der Gänsediebe in den drei Figuren zum Ausdruck“ (13).

Wenn wir das Ergebnis unseres Versuchs zusammenfassen, so können wir das verstehende Verhalten der Vp. U. als „planmäfsig antizipierende Haltung“ charakterisieren. Dem entspricht eine grofse Stabilität des antizipierenden Schemas und des durch letzteres determinierten Sachverhalts, die darin zum Ausdruck kommt, dafs sich die Vp. weiterhin dauernd von dem erfafsten Sachverhalt leiten läfst. Diese Stabilität weist zugleich auf die objektive Richtigkeit des Verstandenen hin. Sie erscheint zunächst als Funktion der Lösung des Zirkels, von dem wir ausgingen: Je mehr die schematische Antizipation mit den Einzelheiten übereinstimmt, um so „richtiger“ mufs das Resultat des Verstehens sein. Das setzt freilich voraus, dafs das Bild eine gewisse innere Logik besitzt, denn wenn der gegebene Vorgang „an sich“ sinnlos ist, so kann eine Lösung dieser Art überhaupt nicht gelingen.

Bei der Beurteilung unserer Protokolle machten wir nun den ausdrücklichen Unterschied zwischen Verstehen schlechthin, das für uns durch das subjektive Gefühl „verstanden zu haben“ gekennzeichnet wird und dem „richtigen Verstehen“ des Sachverhalts „Gänsediebstahl“. Unverständlich in unserem (psychologischen) Sinne ist nur das, was subjektiv für unverständlich erklärt wird. Das geschah bei den Versuchen weder von Seiten der Erwachsenen noch von Seiten der Kinder. Während andererseits die erwachsenen Vpn. (mit Ausnahme der Vp. La. s. u.) das Bild sämtlich mehr oder weniger richtig deuteten, wurde von den Kindern überhaupt nur in einem Falle richtig verstanden (Vp. R.), während die übrigen sämtlich den „wahren“ Sachverhalt verfehlten, aber trotzdem in keinem Fall die verstehende Haltung aufgaben, sondern das Bild nach wechselndem Sinne deuteten, bis sie glaubten, alles „verstanden“ zu haben.

Letzteres möge die Wiedergabe und nachfolgende Erörterung eines zweiten Protokolls verdeutlichen, das die grundsätzliche Haltung der untersuchten Kinder ebenso repräsentiert, wie das erste typisch für das Verstehen des (gebildeten) Erwachsenen ist.

2. Protokoll. Vp. Ki., 11 Jahre.

1. Da war ein Jäger und unten liefen zwei Tiere, ich glaube, es waren Hunde, hinter dem Jäger waren paar Jungens, und die spielten, ich glaube mit einem Ball.

2. Paar Jungens waren noch da und die spielten Pferde. In der Nähe stand ein grofser Baum.

3. Nichts Neues gesehen.

4. Dahinter war ein Zaun, und da waren auch zwei Jungens.

5. Der Mann hatte auf dem Hut eine Straufsenfeder und eine Brille hatte er auch auf, dahinter der Junge hatte keinen Hut auf.

6. Habe nichts weiter gesehen.

7. Vom Zaun war an der Erde ein Faden gespannt.

8. Der eine Junge holte sich Früchte, die hinterm Zaun lagen. Er kniete dabei nieder. Dahinter der Junge hatte ein Tier in der Hand.

9. Der Herr hatte eine Taschenlampe. Davon ging ein Faden nach oben und nach unten.

10. Ich glaube, sie waren alle auf einer Wiese. (Vl.: Was tun sie da?) Sie spielen da. Da unten ist einer hingefallen.

usw.

Auch hier findet sich eine Art Richtungsvorstellung „Spiel", von der sich die Vp. während des ganzen Vorgangs leiten läfst. Indessen kommt es nicht zur Ausbildung eines tragfähigen antizipierenden Schemas, von dem aus die beobachteten Einzelheiten und Handlungen eine sinnvolle Einordnung gewönnen. Vielmehr wechselt das Verstehen von Deutung zu Deutung, die Personen werden verkannt und die Instruktion so befolgt, dafs eben allerhand verstanden wird, ohne dafs ein zusammenfassendes Schema überhaupt erstrebt wird. Zuerst scheint sich der Eindruck einer Jagdszene zu gestalten, von der später keine Rede mehr ist, neben dem Jäger (!) spielen Kinder „vielleicht Ball", Pferde und Hunde treten auf, ohne dafs ihr Dasein irgend eine funktionelle Bedeutung für eine Gesamtsituation erhielte. Eine systematische Ergänzung von realer und rekognitiver Haltung, welch letztere offensichtlich weit überwiegt, ist nicht zu beobachten. Man hat den Eindruck, dafs der Knabe mit reger, aber nüchterner Phantasie allerhand Reminiszenen vom Spielplatz oder sonstigen Betätigungsfeldern in das Bild hineinphantasiert.

Demnach können wir die verstehende Haltung des Knaben als planlos phantasierende bezeichnen und finden entsprechend eine weitgehende Labilität. Die Vp. konstruiert

den Sachverhalt, der, seiner objektiven Tatsächlichkeit entkleidet, dem Verstehen durch seine bildhaften Einzelheiten als Reizquelle mehr oder weniger diffuser Reproduktionen dient, welche nur spärlich gerichtet und überhaupt nicht unter dem Gesichtspunkt einer Ganzheit gestaltet und aus ihr heraus verstanden werden. Trotzdem wird (subjektiv) durchaus verstanden, und keine Äufserung deutet darauf hin, dafs sich die Vp. etwas Sinnlosem gegenüber finde und darum seine auf Verstehen gerichtete Haltung aufzugeben bereit wäre.

Zur Erklärung dieser Verstehenshaltung, welche sich mit einem vagen Zurechtfinden begnügt, und den objektiven Sachverhalt dauernd spontan umgestaltet, könnte man die Theorie von E. R. Jaensch[1] heranziehen, nach der die Wahrnehmungswelt im Kindesalter viel plastischer ist als beim Erwachsenen.

Damit steht nicht im Widerspruch, wenn wir bei einem Eidetiker, der nach angestellten Vorversuchen offenbar dem B-Typus angehörte (Vp. R.) eine sehr zielbewufste anschauliche Erfassung des gesamten Sachverhalts feststellten. Das stark entwickelte Sinnengedächtnis des Knaben bewirkte hier eine so starke anschauliche Objektivierung, dafs eine systematische Komplexergänzung im Sinne der Vp. U. gar nicht in Betracht kam, weil der Vorgang gleichsam anschaulich verstanden wurde. Die tachistoskopische Darbietung kommt als solche bei dieser Vp. einfach nicht zur Geltung. Man darf sich darum durch die mangelnde Willkürlichkeit und die auffallende Richtigkeit des Verstehens nicht dazu verleiten lassen, dieses nach den oben analysierten Gesichtspunkten zu interpretieren. Ein einfaches Bild, das (praktisch) dauernd erscheint, wird von allen der normal begabten Kinder mühelos verstanden.

Es sei noch ein drittes Protokoll angeführt, das von der Scheuerfrau des Instituts, Vp. La. geliefert wurde. Es kann vielleicht als Beispiel eines naiven, undisziplinierten Verstehens aufgefafst werden und ähnelt in der Verhaltungsweise erstaunlich dem Verfahren der Kinder. Doch kann diese Vermutung nicht durch weitere Ergebnisse erhärtet werden. Wir geben

[1] E. R. Jaensch, Der Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter. Leipzig 1923. S. 355 ff.

das Protokoll als anregende Parallele zu den Kinderversuchen wieder, ohne uns auf eine ausführliche Erörterung einlassen zu können.

3. Protokoll. Vp. La.

1. Gar nicht ordentlich gesehen. 2. Da waren viele Männer drauf. 3. Da war was anders als vorhin. Die waren bei einer Dame, die zwei Herren. (Die Vp. wufste, dafs immer dasselbe Bild geboten wurde!) 4. Da war auch noch was unterm Tisch. Das schien, als wenn es ein Schwein war. 5. Da waren drei Herren und eine Dame. Sie gehen alle so fort. 6. Erst war eine Dame und dann kamen drei Herren, und die gingen immer so weiter. 7. Der eine Herr hatte eine Gans in der Hand. usw.

Auch hier sehen wir die Unfähigkeit, ein tragfähiges Schema zu entwickeln, wenngleich die Vp. offensichtlich bemüht ist, in dem Auftreten der „Damen und Herren" eine geschlossene Situation zu sehen, in die freilich weder das „Schwein unter dem Tisch" noch die Gans hineinzupassen scheinen. Deshalb werden die Deutungsversuche auch bald als erfolglos aufgegeben.

Wir fassen die hauptsächlichen Ergebnisse dieses Abschnitts zusammen:

Das Verstehen eines einfachen sinnvollen Vorgangs in tachistoskopischer Darbietung erfolgt bei (gebildeten) Erwachsenen und Kindern verschieden. Wir finden beim Erwachsenen eine planmäfsig antizipierende Haltung, bei der nach schematischer Vorwegnahme des Zieles (Selz) versucht wird, im Verfahren der durch dieses „Schema" determinierten Komplexergänzung alle Einzelvorgänge dem Gesamtvorgang widerspruchslos einzugliedern. Dem entspricht eine ausgesprochene Stabilität des gegebenen Sachverhalts, insofern als das Verstehen durch Widersprüche innerhalb der vom Schema bestimmten Struktur korrigiert wird.

Die Kinder zeigen die Neigung, ihre Zielvorstellung dauernd zu wechseln, so dafs ein fester Ansatz überhaupt nicht zustande kommt, eine Haltung, die wir als unplanmäfsig phantasierende bezeichnen können. Der objektive Sachverhalt wird der jeweiligen Auffassung entsprechend willkürlich modifiziert. Er zeigt eine weitgehende Labilität. Das Bewufstsein, „verstanden zu haben", ist unabhängig da-

von, ob die Darstellung in allen Einzelheiten widerspruchslos erfafst ist.

Das Verstehen läuft vorwiegend rekognitiv ab, doch ist beim entwickelten Verstehen die „Determinierte Komplexergänzung“ (Selz) auf den Zusammenklang von Ausdrucks- und Bedeutungscharakter der Äufserungen, also auf die rekognitive und die reale Haltung zusammen angewiesen.

VIII.

Versuche mit sinnlosen Darstellungen

Kam es uns bei den zuletzt beschriebenen Versuchen auf das verstehende Verhalten der Vp. einem einfachen sinnvollen Vorgang gegenüber an, so stellten wir uns in den beiden nächsten Fällen die Frage, wie denn auf sinnlose Gebilde verstehend reagiert wird.

Wir sahen bereits, dafs jugendliche Vpn. ohne Rücksicht auf die innere Logik einer Situation selbst unter Umgestaltung der dargestellten Figuren die Tendenz zeigten, unter allen Umständen zu einem „Verständnis“ zu gelangen, auch wenn die mangelnde Planmäfsigkeit in der Deutung die für ein wirkliches Verstehen unerläfsliche Widerspruchslosigkeit vermissen liefs.

Andere Versuche mit Erwachsenen zeigten, dafs viele der Vpn. beim Wahrnehmungstest nach Rorschach [1], der bekanntlich eine Methode ausgebildet hat, mit deren Hilfe er auf Grund der spezifischen Reaktionsweise sinnlosen Klexfiguren gegenüber, psychiatrisch-klinische Diagnosen stellt, eine ausgesprochene Tendenz zeigten, möglichst keine der Zufallsformen ungedeutet zu lassen. Eine ähnliche Erscheinung finden wir bekanntlich, wenn es gilt, für Gedächtnisversuche „sinnlose Silben“ möglichst ohne „Hilfen“ einzuprägen. Hier erfüllen sich bei den Vpn. ganz spontan auch die sinnlosesten Buchstabenkomplexe mit einer gewissen Bedeutung, die sie zu dem gewollten Zweck oft nahezu unbrauchbar machen. Überhaupt dürfte es schwer fallen, eine gröfsere

[1] H. Rorschach, Psychodiagnostik. Arbeiten zur angewandten Psychiatrie. II. Bd. 1921.

Anzahl von wirklich „sinnlosen“ Silben zu bilden, und es erscheint leichter, etwas Sinnvolles darzustellen als ein wirklich sinnloses Gebilde.

Dieser eigentümlichen „Tendenz zur Sinnerfüllung“ wollten wir durch geeignete Versuche nachgehen. Ein Versuch, bei dem wir eine Reihe sinnloser Komposita vermittels des Ranschburgschen Mnemometers vorführten, zeigte analoge Ergebnisse wie die Versuche mit Zufallsformen: Die beliebig zusammengesetzten Hauptworte, welche der Vp. mit der Frage dargeboten wurden, ob und gegebenenfalls in welchem Zusammenhang sie verständlich seien, waren sämtlich von folgendem Typus: milch-gebrüll, auto-tinte, zwist-fenster, igel-most, kohl-strafe, besen-meer, haken-sturm, salat-weisung. Um kurz zu zeigen, in welcher Weise die (gebildeten) Vpn. ihrer Aufgabe gerecht zu werden suchten, lassen wir hier einen Protokollauszug folgen:

Vp. Ke.: milch—gebrüll: Wundervoll! Man hört es sofort das „Milchgebrüll“ des Säuglings. zwist—fenster: Sehr schön. Ein Fenster, wo sich die beiden Frauen im Hinterhause beschimpfen . . . Gar kein Zwang dabei. besen—meer: Nichts weiter als ein „Binsenmeer“. Denke an den Bodden. Die Schilfrohre sehen besenartig aus. Es könnte ein Bild von Kubin sein.

In dieser Weise stellten wir mit zehn Vpn., drei Damen (Lehrerinnen) und sieben Herren (Akademiker) insgesamt 172 Einzelversuche an, bei denen nur in 46 Fällen angegeben wurde, daſs die Worte „unverständlich“ seien. Es wurden also 73,2 % aller sinnlosen Komposita in irgendeinen Sinnzusammenhang gebracht und somit „verstanden“. Natürlich waren sich alle Vpn. sowohl beim Verstehen der Rorschachschen Klexfiguren als auch in diesem Falle der Willkürlichkeit ihres Verhaltens bewuſst. Auffallend ist nur die Leichtigkeit, mit der ganz heterogene Vorstellungsreihen unter der Instruktion verstehen zu müssen, eine sinnvolle Struktur gewinnen.

In analoger Weise versuchten wir auf optischem Gebiet vorzugehen.

1. Versuche mit Kindern am Stereoskop

Wenn wir im Stereoskop zwei für sich sinnvolle Bilder vollkommen verschiedenen Inhalts zur Deckung bringen, so

entsteht neben der Auffassung eines deutlichen Wettstreits der Eindruck, dafs die erscheinenden Gegenstände inkommensurabel und somit der Gesamteindruck unverständlich sei. Angenommen, wir zeigen auf der rechten Seite eine Jagdszene und auf der anderen die Abbildung eines Hamburger Fleets, so gibt sich ein durchaus unverständliches Durcheinander unvereinbarer Bildbestandteile, das durch die Erscheinung des Wettstreits noch verschlimmert wird. Verschiedene der Jägergestalten verschwinden, um gelegentlich wieder aufzutauchen, der Wald als „natürlicher Hintergrund" einer Hasenjagd macht der Kirche oder Brücke Platz, während der „Schützengraben" mit Wasser gefüllt erscheint.

Wir boten zunächst den Vpn. Ke. und Sch. zur Kontrolle der späteren Kinderversuche diesen binokularen Sachverhalt, der von beiden als sinnlos und unverständlich abgelehnt wurde. Dagegen zeigten die untersuchten Kinder, sieben Mädchen im Alter von 7—12 Jahren (Vpn. C., Ha., He., J., Lm., B., P.) und ein Knabe von 11 Jahren (Vp. M.) ein gänzlich anderes Verhalten.

Versuchsanordnung: Ein gewöhnliches Stereoskop ist auf einen Tisch so montiert, dafs die Vp. sitzend in das Okular hineinsehen kann. Die beiden Bilder werden in der Aufsicht elektrisch beleuchtet. Da die ganze Anordnung aufser dem Okular durch Pappe abgedeckt ist, kann die Vp. nichts von dem eigentlichen Aufbau sehen. So entgeht ihr vor allem, dafs ihr in jedem Falle objektiv zwei Bilder gegeben werden.

Die Instruktion lautete: Sage mir, was du auf den Bildern, die ich dir zeige, siehst, und ob du verstehst, was darauf geschieht.

Im Vorversuch werden zunächst nebeneinander eine rote und eine grüne Briefmarke gegeben, um die Vp. mit ausgesprochener Prävalenz eines Auges auszuschliefsen und damit die Vp. das Okular in die richtige Entfernung zur Objektfläche bringt. Dann wähle ich zunächst das stereoskopische Doppelbild einer Gebirgslandschaft mit Spaziergängern und Arbeitsleuten und lasse es im Sinne der Instruktion beschreiben und auf seine Verständlichkeit prüfen. Hierauf wird im eigentlichen Hauptversuch das heterogene Doppelbild Jagdszene-Fleet geboten und ebenso verfahren. Die Kinder verhielten sich

dem Versuch gegenüber unbefangen und interessiert. In keinem Falle wurde der Verdacht laut, es könne sich um Doppelbilder handeln. Die Kinder beschrieben durchaus sachlich ihren Eindruck, als ob sie ein „gewöhnliches" Bild vor sich hätten.

Protokolle: 1. Vp. P., 10 J. Es sind Jäger im Wald. Lauter Bäume (es wird genauer die Jagd und die dazugehörigen Einzelheiten beschrieben). (Vl.: Von einer Stadt siehst du nichts?) Ja. Eine Brücke, See und Häuser, dafs man hier gleich überfahren kann. Das ist aber keine Stadt, sondern eine Burg, weil ja dicht dabei Wasser vorbeifliefst. Hinter dem See ist eine Burg und das Wasser fliefst dicht an der Burg vorbei. (Vl.: Was wollen die Jäger an der Burg?) Die sind gar nicht an der Burg, sondern noch im Wald.

2. Vp. Ha., 12 J. Da sind drei Jäger im Wald, da ein Rucksack; sie schiefsen. Ein Wald mit Bäumen. Rechts vorn seh ich jetzt ein Haus. (Vl.: Was soll denn das Haus hier im Wald?) Das ist vielleicht das Försterhaus. Hinten sind auch Bäume. Jetzt sehe ich hinten noch mehr Häuser. (Was sollen denn da die Häuser?) Ich denke mir, das ist ein Dorf und vorne ist der Wald mit den Jägern. Und rechts vorn ist das Försterhaus.

3. Vp. C., 11 J. Ein Wald. Ich sah paar Jäger und dann sah ich eine Kirche und und Häuser und Wasser und dann noch eine Brücke und einen Rucksack, und dann einen toten Hasen. Und der eine will gerade ins Grüne gehen, die Jäger gehen auf die Jagd aus. (Vl.: Verstehst du das Bild?) Ja. (Was soll denn das Ganze darstellen?) Ein Wald mit einer Stadt und ein Waldhaus. Ich denk mir, vor dem Hause, wo die Jäger stehen, fliefst das Wasser vorbei. (Und wo ist die Stadt?) Gegenüber dem Wald. Da geht 'ne Brücke von einer Seite zur anderen. Auf der Brücke steht eine Laterne. (Liegt die Stadt weit von dem Wald?) Nein, aber man kann nicht rübergehen, denn da ist Wasser. (Wo sind denn die Jäger?) Die sind auf dem Graben. Der eine will gerade in den Wald reingehen. (Sind denn die Jäger in der Stadt?) Nein, zwischen dem Waldhaus und dem Wald. (Wie weit ist denn Stadt und Wald auseinander?) So weit wie von Rostock nach Warnemünde. (Welches Bild gefällt dir besser, das erste mit den Bergen oder das?) Antwort: Das. Das macht sich viel deutlicher.

Die drei angegebenen Protokolle zeigen durchaus die grundsätzliche Haltung, die von allen Kindern der Darbietung gegenüber eingenommen wurde. In jedem einzelnen Falle wurde das durch Deckung zweier heterogener Bilder objektiv sinnlos gemachte Objekt völlig „verstanden". Im Fall 3 mufste das Bild sogar einen angenehmeren Eindruck auf das

Kind gemacht haben als die objektiv sinnvolle Darbietung im Vorversuch.

Dieses Verhalten der Kinder zeigte uns, daſs das unabweisliche Bedürfnis, einen verständlichen Sachverhalt vorzufinden, die jugendlichen Vpn. weder zu dem Eindruck eines Wettstreites heterogener Sehfelder noch zu der Feststellung der Sinnlosigkeit eines derartigen Konglomerats gelangen lieſs, während für die erwachsenen Vpn. nur ein Wettstreit unvereinbarer und dann durchaus sinnloser Bildelemente vorhanden ist. Wir fanden schon bei dem Verstehen eines tachistoskopisch dargebotenen sinnvollen Bildes, daſs die Kinder zu einer der jeweils herrschenden Richtungsvorstellung entsprechenden Modifizierung des Sachverhalts neigten. Diese Neigung finden wir auch hier bestätigt. Andererseits besteht ein Unterschied zwischen dem bewuſsten Deutungsverfahren der Erwachsenen gegenüber sinnlosen Wortgebilden (S. 51) und der offenbaren Selbstverständlichkeit, mit der hier ein verständlicher Zusammenhang gewissermaſsen unmittelbar wahrgenommen wird. Es kann natürlich der Einwand erhoben werden, daſs die Kinder tatsächlich Sinnloses sehen und sich der Willkürlichkeit ihres „Verstehens“ durchaus bewuſst werden. Sie stehen ja unter der Suggestion zu verstehen, sie trauen sich einfach nicht, ihr Unvermögen einzugestehen und phantasieren dem Versuchsleiter zu Liebe darauf los. Demgegenüber kann nur nochmals auf die verblüffende Selbstverständlichkeit in dem Verhalten der Kinder und die ausgesprochene Sachlichkeit hingewiesen werden, mit der die durchweg begabten und keineswegs schüchternen Vpn. nur ihre unmittelbaren Eindrücke zu beschreiben schienen.

Nehmen wir an, daſs es sich wirklich nicht um mehr oder minder bewuſstes Deuten handelt, so können wir vielleicht sagen, daſs die „Tendenz zur Sinnerfüllung“, die sich beim Erwachsenen im Verfahren planmäſsiger Deutung äuſsert, bei den Kindern schon den Wahrnehmungsvorgang selbst beeinfluſst. Sonst wäre es nicht möglich, daſs ein so eindrucksvolles, das Gesichtsfeld unnatürlich belebendes und gleichzeitig verwirrendes physiologisches Moment wie der Wettstreit der Sehfelder ebensowenig zur Geltung kommt, wie das objektive Neben- und Übereinander

heterogener Bildelemente die Verständlichkeit des Geschauten zu gefährden vermag.

2. Die Prävalenz des Sinnvollen im Stereoskop

Die Möglichkeit, im Stereoskop physiologische Erscheinungen wie den Wettstreit der Sehfelder mit verständlichen oder unverständlichen Strukturen gleichsam in Wettbewerb treten zu lassen, führte uns auf die Frage, ob nicht bei binokularer Konkurrenz einer sinnvollen und einer sinnlosen Figur im Stereoskop die Tendenz der Wahrnehmung zur Sinnerfüllung vielleicht darin zum Ausdruck kommt, dafs die sinnvolle Figur im Wettstreit der Sehfelder deutlich überwiegt.

Versuchsanordnung: Der verschiebliche Objektteil wird durch einen ebenfalls auf der Schiene beweglichen Holzkasten ersetzt, der durch eine Scheidewand in zwei Hohlräume geteilt ist, in dem sich je eine kleine Metallfadenlampe befindet. Die beiden Öffnungen des Kastens nach dem Okular zu sind zur Aufnahme der Tafel mit den beiden Figuren eingerichtet. Diese werden im Transparent dargeboten, nachdem sie zuerst in schwarzen Karton geschnitten und die entstehenden Öffnungen mit weifsem Papier überklebt wurden. Zwei Regulierwiderstände gestatten die gesonderte Veränderung der Lichtstärke bei jeder der beiden Lampen. Der ganze Apparat ist auf ein Stativ montiert, so dafs die Vp. bequem sitzend in das Okular blicken kann, das auch von ihr selbst auf die zur richtigen Konvergenz nötige Entfernung eingestellt wird. Alle Versuche finden im Dunkelzimmer statt.

Für die Vorversuche ist die schon oben verwendete Tafel für den Markenversuch vorhanden, die in der Aufsicht beleuchtet wird. Zweitens ein Transparent, das links einen Längsbalken, rechts einen Querbalken aufweist. Für die eigentlichen Versuche sind zwei Tafeln vorgesehen. Die erste zeigt in der Durchsicht nebeneinander die sinnlosen Figuren T 2 und T 3 (Fig. 2). Die zweite entspricht der Fig. 2 (etwas verkleinert). Bei jedem der transparenten Bilder kann durch Umdrehen der Tafel rechte und linke Figur vertauscht werden. Die Figuren sind je 17 cm lang und 8,5 cm hoch und sämtlich flächengleich. Jede umfafst 422 qmm und ist aus

11 Formelementen aufgebaut: 4 Halbkreisen, 2 Kegelstumpfen, 1 Quadrat und 4 Rechtecken, die ebenfalls bei jeder Figur flächengleich sind. Der ganze Versuch umfafst den Vorversuch (a), die erste (b) und die zweite (c) Versuchsreihe.

T 1 T 3 T 2

Fig. 2

a) Mit Hilfe des Briefmarkenversuchs wird festgestellt, ob die Augen der Vp. das Phänomen des Wettstreits der Sehfelder zeigen. Zugleich wird für den Hauptversuch der günstigste Konvergenzgrad eingestellt. Eine Vp., deren eines Auge so über das andere prävaliert, das überhaupt nur eine der beiden Marken erscheint, bleibt vom Hauptversuch ausgeschlossen. Ist dagegen die bekannte Farbenmischung da und wird eine gleichmäfsige Konkurrenz auch der verschiedenen Ziffern wahrgenommen, so mufs die Vp. nach Verdunkelung des Zimmers vermittels der Tafel mit den verschieden gerichteten Balken (je 20 mm lang, 3 mm breit) selbst eine Helligkeitsgleichung herstellen. Beim binokularen Sehen erseheint dann bekanntlich ein Kreuz, dessen Balken in unserm Falle gleich hell sein müssen. Für diesen „Normalreiz“ wurde durchweg eine milde nicht blendende Lichtstärke gewählt.

b) Die Vp. blickt nun in das Okular, ohne etwas zu sehen, da die Lampen noch nicht eingeschaltet sind. Diese flammen beide zugleich auf ein Zeichen des Versuchsleiters auf, die Vp. mufs angeben, was sie zunächst sieht und hat weiter die Instruktion, alle Veränderungen, die ihr

an der Figur auffallen, zu Protokoll zu geben. Diese Instruktion gilt ganz allgemein für jede Darbietung beider Reihen. Ebenso erscheint in jedem Falle das Bild in der Weise, daſs der Versuchsleiter die Lampen hinter dem Transparent einschaltet. Objektiv wird nacheinander gegeben:

1. Die sinnlose Figur T 2 allein (T 1 abgedeckt). Nach der ersten Darbietung, für die wie auch bei allen weiteren keine bestimmte Zeit angesetzt ist (sie beträgt durchschnittlich $^1/_2$ Minute) wieder dunkel, dann: 2. die beiden sinnlosen Figuren T 2 und T 3 nebeneinander. 3. wie bei 2 nur rechts und links vertauscht. 4. Lokomotive (T 1) und sinnlose Figur T 2 (Fig. 2). 5. wie bei 4 nur links und rechts vertauscht.

c) Bei der zweiten Reihe, die unmittelbar auf die erste folgt wird die Momentadaptation[1] (Simultanadaptation nach Hering) in den Dienst des Versuches gestellt. Auch hier wird zuerst Dunkelheit geboten, auf die aber eine um das Vielfache des Normalreizes erhöhte Beleuchtung der Transparente folgt, welche 5 Sekunden lang der Vp. die Figuren mit groſser Helligkeit (A-Reiz) aufdrängt. Dann wird die Vp. instruiert, daſs jetzt ein ganz schwaches Bild (B-Reiz = etwa halb so hell als der in der ersten Reihe verwendete Normalreiz) erscheinen würde, welches sie aber vielleicht nicht sofort erkennen könnte. Sie möge aufmerksam verfolgen, was sich aus dem blinden Intervall zuerst als figürlicher Eindruck herauslöse und dann im Sinne der Instruktion etwaige Verwandlungen beschreiben. Im Transparent wird nacheinander gegeben:

1. A-Reiz, (5 Sekunden lang): die beiden sinnlosen Figuren T 2 und T 3. Dann plötzlicher Umschlag: B-Reiz (Figuren bleiben dieselben). 2. wie bei 1. nur Figuren rechts und links vertauscht. 3. Reize und Verlauf wie bei 1. Figuren: Lokomotive (T 1) und sinnlose Figur T 2 (Fig. 2). 4. wie bei 3, nur Figuren rechts und links vertauscht. Hiermit ist der Versuch abgeschlossen.

Versuchspersonen: Die Kompliziertheit des Versuches verlangt gute Beobachter. Es wurden die Vpn. Ke., Lu., Sch.,

[1] Hierzu F. Noldt, Über Momentadaptation. *Z. f. Psychol.* **96**, 1924.

P. und F. gewählt. Alle Vpn. reagierten im Vorversuch normal. Geringe Prävalenz eines Auges brauchte nicht berücksichtigt zu werden, da der ständige Wechsel von rechts und links in der Stellung der Bilder diese Differenz ausgleicht.

Die Vpn. Ke., Lu., F. Sch. und P. gaben übereinstimmend an: 1. jede der auftretenden sinnlosen Figuren ist für sich unverständlich. 2. Wenn zwei sinnlose Figuren gegeben sind, tritt Wettstreit ein, bei dem keine Figur über die andere prävaliert. 3. Wenn die Lokomotive und die sinnlose Figur zusammen gegeben sind, tritt A) im ersten Moment, also aus dem Dunkel der ersten Versuchsreihe (b) wie dem des blinden Intervalls der zweiten Reihe (c) stets die Lokomotive so hervor, dafs die andere Figur gar nicht zur Erscheinung kommt. B) Bei weiterer Betrachtung wurde von den Vpn. Ke., Sch. und F. oft gleich nach dem ersten Eindruck ein Wettstreit beobachtet, während dessen die sinnlose Figur öfters teils als Ganzes, teils mit einzelnen Elementen hervortrat. Doch prävalierte auch hier durchweg die sinnvolle Figur der Lokomotive. C) Die Vp. Lu. gibt für beide Reihen an, dafs sie eine „Lokomotive mit Tender" erblicke. In der Konfiguration des Tenders erkenne sie Formelemente der sinnlosen Figur wieder, ohne dafs diese während des Versuches je als Ganzes wiederzufinden wäre. „Andeutung eines Wettstreits findet sich nur an zwei Stellen in der Nähe des Tenders" (dem „Tender" entspricht die rechte rundliche Ausbuchtung der sinnlosen Figur T 2 (Fig. 2). Gestört wird der sonst durchaus einheitliche Eindruck einer sinnvollen Figur nur durch einen „Stiel", der vom „Tender" abwärts geht und keinen rechten Sinn hat. D) Die Vp. Pe. sah in jedem Falle nur die Lokomotive, ohne ein einzigesmal einen Wettstreit zu beobachten. Dieser fehlte allerdings auch bei der Deckung der beiden sinnlosen Figuren, die als eine neue starre und unverständliche Figur aufgefafst wurde, während er im Vorversuch deutlich ausgeprägt war. Der ebenfalls störende Stiel nach unten wurde als eine Art Piedestal der Lokomotive (zu Reparaturzwecken auf dem Bahnhof) gedeutet.

Wir können also sagen, dafs unsere Vpn. bei Konkurrenz einer sinnvollen (Lokomotive) und einer sinnlosen Figur die

sinnvolle deutlich bevorzugten. Am eindringlichsten zeigt sich dieser elementare „Zugriff“ des Verstehens, wenn die sinnvolle Gestalt, obwohl vorher das Residuum der anderen gestiftet wurde, sich aus dem dunklen Intervall (Reihe b) gleichsam „herauslöst“, um im Wettstreit der Sehfelder immer wieder durchzudringen. Es wird also hier aus dem wechselvollen Spiel der Konturen und Formen eine Gestalt auf Kosten der anderen herausgehoben und das physiologische Moment des Wettstreits durch die „Tendenz zur Sinnerfüllung“ überwunden.

In seiner kritischen und zusammenfassenden Arbeit „Über Residuen“ [1] führt H. Henning die verschiedenen Apperzeptionsbegriffe Wundts (dessen Unterscheidungen sich auf die Verschiedenartigkeit der assimilativen und assoziativen Prozesse des Wahrnehmens vom „Klarerwerden“ der eigentlichen Apperzeption gründen) sämtlich auf „Residuenwirkungen“ zurück. Rorschach [2] läfst den scheinbar besonders komplizierten Vorgang der Deutung von Zufallsbildern „unter den Begriff der Wahrnehmung und Auffassung“ fallen, welch letztere er in Übereinstimmung mit Bleuler als „assoziative Angleichung vorhandener Engramme“ (Residuen im Sinne von H. Henning) an rezente Empfindungskomplexe“ bezeichnet. Für uns kommt diese Erörterung hier insofern in Betracht, als sie das Verstehen sinnloser wie sinnvoller Gestalten, zum mindesten sofern sie optisch wahrgenommen werden, auf residuale Prozesse zurückführt.

In der Tat können wir uns die Bevorzugung der „Lokomotive“ im Wettstreit der Sehfelder nur damit erklären, dafs die bekannte Figur durch so starke und alte Residuen gestützt wird, dafs demgegenüber das kurz vorher gestiftete Erinnerungsbild der residual unterwertigen „unbekannten“ Gestalt zurücktreten mufs. Es überwiegt also die durch Erfahrung am meisten gestützte Figur.

Es kam uns bei der Fragestellung nur darauf an, die „Tendenz der Wahrnehmung zur Sinnerfüllung“ in ihrer Wir-

[1] H. Henning, Über Residuen. *Z. f. Psychol.* 78, I. Abt., 1907, S. 199 ff.
[2] a. a. O. S. 5.

kung auf den Wettstreit der Sehfelder zu untersuchen, wobei es uns fern lag, den hier auftretenden Fragen der Gestaltauffassung nachzugehen. Wir glauben aber, dafs unser Verfahren auch für die Untersuchung des Erfahrungsanteils beim Zustandekommen eines Gestalteindrucks brauchbar ist.

Wenn wir voraussetzen, dafs zwei Figuren von gleichem Flächeninhalt, gleicher Schärfe der Kontur, bei Verwendung der gleichen Formelemente von nahezu entsprechendem Linien- und Formenreichtum, unter gleicher Beleuchtung gleichzeitig im Stereoskop dargeboten werden, so dürfen wir sie als einander physiologisch gleichwertig bezeichnen. Das wird sich darin äufsern, dafs keine von beiden im Wettstreit der Sehfelder überwiegt, wie das auch in unserem Versuch dann immer der Fall war, wenn beide Figuren sinnlos waren. Gaben wir dagegen die verständliche Gestalt der Lokomotive neben einer sinnlosen Figur, so erwies sich die erstere an Eindringlichkeit deutlich überlegen. Die Wertigkeit der Netzhautbilder erfuhr dabei keinerlei Veränderung, so dafs ein physiologisches Moment hierfür nicht geltend gemacht werden kann. Es bleibt allein die Erklärung, dafs die Gestalt der Lokomotive darum überwiegt, weil sie der anderen empirisch überlegen ist. Wenn darum Köhler[1] in seiner Erwiderung auf G. E. Müllers weitgehend empiristische Ableitung der Gestalterfassung hervorhebt, dafs „die Untersuchung der wirklichen Vorgänge" gezeigt hätte, wie selbst von Vertretern der Gestalttheorie „trotz allen Argwohns gegen empiristische Deutungen die Kraft der Erfahrung, Gestalten zu beeinflussen, noch immer überschätzt" worden sei, so sind Versuche dieser Art durchaus geeignet, auf die Bedeutung des Erfahrungsmomentes für das Zustandekommen gewisser Gestalteindrücke hinzuweisen.

Zum Schlufs danke ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Katz, für die Anregung zu dieser Arbeit und ihre Förderung und Herrn Privatdozent Dr. Keller für die Mühe.

---

[1] W. Köhler, Komplextheorie und Gestalttheorie. *Psychol. Forsch.* 6, S. 400.

die er der Arbeit während unserer Versuche und während der Drucklegung gewidmet hat.

Verzeichnis der Versuchspersonen (Abschn. VII u. VIII):

B. Ruth Balke, 7 J.
Br. Kurt Bremer, 11 J.
C. Elli Conrad, 11 J.
F. Herr Dr. Fischel.
Ha. Anna Hartwig, 12 J.
He. Meta Henschke, 9 J.
H. Eleonore Hilbrecht, 12 J.
J. Käte Jelitzki, 11 J.
Ke. Herr Privatdoz. Dr. Keller.
Kr. Herr Dr. Krüger
Ki. Hans Kinigkeit, 11 J.
L. Frl. Langberg.
La. Frau Langhoff.
Le. Frl. Lehnhard.
Lm. Ursula Lahmer, 11 J.
Lu. Herr cand. phil. Lunz.
M. Erich Mandt, 11 J.
P. Emmi Pallas, 10 J.
Pe. Herr cand. phil. Petzoldt.
R. Kurt Rüsbüldt, 11 J.
S. Frl. Schneider.
Sch. Herr cand. med. Schneider.
Schu. Herta Schuldt, 11 J.
St. Herr stud. med. Sternfeld.
U. Herr Dr. Ulrich.

Lebenslauf

Ich, Hans Reichner, bin geboren am 11. Februar 1903 als Sohn des Rechtsanwalts Dr. jur. Martin Reichner und seiner Ehefrau Margarete geb. Müller, zu Zittau in Sachsen. Nachdem ich von Ostern 1910 bis Ostern 1914 die Bürgerschule und von da an bis Ostern 1917 das Gymnasium meiner Vaterstadt besucht hatte, war ich bis Ostern 1919 Zögling der Salzmannschen Erziehungsanstalt Schnepfenthal i. Th. Darauf bereitete ich mich in Dresden auf die Reifeprüfung vor, die ich im September 1922 am König Georg-Gymnasium zu Dresden bestand. Während des W.-S. 1922/23 und des S.-S. 1923 studierte ich an der Universität Jena Medizin und vom W.-S. 1923/24 bis einschliefslich W.-S. 1925/26 in Rostock Psychologie und Medizin. Im November 1924 legte ich die ärztliche Vorprüfung ab.

Vom W.-S. 1923/24 an bis zu meiner Promotion, die am 5. März 1926 erfolgte, arbeitete ich im Psychologischen Institut der Universität Rostock unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Katz. Ich fühle mich ihm zu besonderem Dank verpflichtet.

Zittau, im März 1927. Hans Reichner

Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. S.